

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 149 (1981)
Heft: 37

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

37/1981 149. Jahr 10. September

«Was bedeutet das Kreuz in Ihrem Zimmer?» Zum Fest Kreuzerhöhung eine Besinnung von
Johannes Bours **529**

Ausgewählte Fragen zur Christologie
Die Studie der Internationalen Theologenkommission zur Christologie wird vorgestellt und gewürdigt von
Basil Drack **530**

«Vermittler der heilenden Macht Gottes in unserer Welt» Von der Zentralausschusstagung des Ökumenischen Rates der Kirchen berichtet
Reinhard Kuster **532**

Die Heilsarmee in der Schweiz **533**

Die SMB in den achtziger Jahren
Von der Pressekonferenz der Missionsgesellschaft Bethlehem über ihr 6. Generalkapitel berichtet
Rolf Weibel **534**

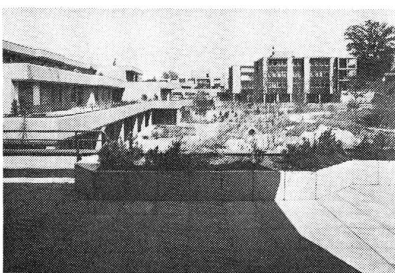
Christliche Anthropologie und Medizin Vom 4. Internationalen Kongress Psychiatrie und Seelsorge berichtet
Ulrich Ghisler **535**

Spielregeln des Lebens
Eine neue Kleinschriftenreihe wird vorgestellt von
Hans Halter **539**

Amtlicher Teil **540**

Katholische Heime in der Schweiz **541**

Katholische Heime in der Schweiz
Schulheim Rodtegg, Luzern



«Was bedeutet das Kreuz in Ihrem Zimmer?»

Ein Student kommt zu mir; ich kenne ihn nicht, weiss nur, dass er Jura studiert, noch in den Anfangssemestern. Er schaut sich schweigend in meinem Zimmer um. Sein Blick fällt auf das Kreuz, das in meinem Zimmer hängt. «Was bedeutet das Kreuz in Ihrem Zimmer?» so beginnt er unvermittelt das Gespräch.

Die Frage überrascht mich. Ich schaue selber zum Kreuz hin. Ich sage – und schon im Sprechen merke ich, dass ich anfangs, seiner Frage auszuweichen –: «Das Kreuz ist aus Elfenbein geschnitzt, es ist aus dem Besitz unserer Familie, eine Inschrift auf der Rückseite besagt, dass es 1734 geschaffen worden ist; seit 250 Jahren also haben die Vorfahren es in ihrem Zimmer gehabt.»

Dann geht das Gespräch in eine andere Richtung weiter. Als der Student mich verlassen hat, sage ich mir: du hast seine Frage nicht beantwortet.

Und ich fange an, seiner Frage nachzugehen. Ich habe bisher nie direkt darüber nachgedacht. Wieder setze ich von aussen an: Was mag den Vorfahr vor 250 Jahren dazu bewogen haben, dieses Kreuz machen zu lassen? Aber ich will mich der Frage des Studenten ja ehrlich stellen. Nicht, was ich theologisch und geistlich über das Kreuz weiss, sondern jetzt ganz wahrhaftig: Was bedeutet mir das Kreuz in meinem Zimmer? Es fällt mir ein, dass mein Blick oft dahingeht, aber es ist ein fast unmerkliches Hinschauen. Manchmal, wenn ein Besucher an meiner Tür anschellt, und ich weiss, dass es ein schwieriges und vielleicht folgenreicheres Gespräch werden kann, mache ich noch schnell ein Kreuzzeichen vor dem Kreuz: «Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn!»

Es kommt mir das Wort in den Sinn, das ich Jahr für Jahr im Dom bei der Priesterweihe höre: «Stelle dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes.» Tue ich es? Wie tue ich es? Ich denke, die Frage des Studenten zielte genau darauf: Was hat das Kreuz hier in Ihrem Zimmer mit Ihrem Leben zu tun?

Ich weiss, das Kreuz sucht man nicht, es wird auferlegt. Aber wenn so etwas da ist, was Kreuzgestalt haben könnte – wie merkwürdig, dass uns gerade dann nicht in den Sinn kommt, es als Lebensanteil am «Geheimnis des Kreuzes» wahrzunehmen.

Das Kreuz in meinem Zimmer ist einigermaßen kostbar, im Material, in der künstlerischen Kraft. Der Gekreuzigte ist nicht als Toter dargestellt; sein Haupt ist etwas erhoben und der Blick geht zum Himmel. Das ist deutlich die Aussage dieses Kreuzes: der Aufblick zum Vater. Erst jetzt nach der Frage des Studenten ist mir das richtig bewusst geworden. Die vielen Jahrzehnte, in denen der Blick wie ganz selbstverständlich auf das Kreuz fiel, haben auch die Aufmerksamkeit geschwächt; immer muss ein anderer uns daran erinnern, was das Ungewöhnliche im Gewohnten

ist! Die Frage des Studenten hat mich buchstäblich in Frage gestellt! Wie sehr weit bin ich immer noch weg von dem Wort des Apostels Paulus: «Denn ich hatte mich entschlossen, bei euch nichts zu wissen ausser Jesus Christus, und zwar als Gekreuzigten» (1 Kor 2,2). Oder gar: «Ich bin mit Christus gekreuzigt worden» (Gal 2,19).

Ich weiss, ich darf den Bogen nicht zu weit spannen; ganz nahe, *in meinem Zimmer* ist das Kreuz, in meiner Alltagswelt. Verändert das Kreuz meinen Lebensraum?

Ich will am Fest Kreuzerhöhung an die Frage des Studenten denken.

Johannes Bours

Theologie

Ausgewählte Fragen zur Christologie

Weil die Frage nach Jesus Christus sich heute in der Theologie und in der Spiritualität mit neuer Dringlichkeit stellt, wollte die Internationale Theologenkommission zu der breitgefächerten Diskussion von heute auch einige Klärungen liefern. Es war nicht ihre Absicht, mit ihrer Studie¹ eine vollständige Christologie vorzulegen, sondern sie wollte nur an einige wichtige Perspektiven erinnern, die sich in der heutigen Diskussion als schwierig erwiesen haben.

Der Zugang zur Person und zum Werk Christi

Eine wichtige Frage in der Christologie ist die historische Untersuchung im Blick auf Jesus. Denn er ist weder ein Mythos noch eine abstrakte Idee, da er in einem historischen Kontext lebte und starb. Deshalb wird vom christlichen Glauben eine historische Untersuchung über ihn verlangt. Das ist aber schwierig, weil das Neue Testament nicht bezweckt, eine bloss historische Information über Jesus zu bieten, sondern das Zeugnis über ihn vermitteln will, dass er der «Christus» und der «Kyrios» ist. Wenn sich auch die historische Jesusforschung nicht selten gegen das christologische Dogma wandte, so ist doch zu bemerken, dass diese antidogmatische Haltung nicht notwendigerweise mit der historisch-kritischen Methode verbunden ist.

Doch darf eine christliche Erkenntnis Jesu Christi nicht ausschliesslich auf die historisch-kritische Betrachtungsweise des Lebens Jesu eingeschränkt werden. «Ein voller Zugang zur Person und zum Werk Jesu Christi wird nur dann erreicht, wenn die Verbindung zwischen dem «historischen Jesus» und dem «verkündigten Christus» nicht schlechthin aufgelöst wird. Die

se volle Erkenntnis Jesu Christi kann nicht ohne den lebendigen Glauben der christlichen Gemeinde gewonnen werden, die eine solche Sicht ermöglicht und stützt.» (I.2) Eine sehr alte Synthese des irdischen Jesus und des auferweckten Christus bietet sich in verschiedenen neutestamentlichen Bekenntnisformeln. So zum Beispiel in Röm 1,3 ff.: «Das Evangelium von seinem Sohn, der dem Fleische nach geboren ist als Nachkomme Davids, der dem Geist der Heiligkeit nach eingesetzt ist als Sohn Gottes in Macht seit der Auferstehung von den Toten, das Evangelium von Jesus Christus unserm Herrn.»

Der Glaube an Jesus Christus nach den ersten Konzilien

Theologen, welche die Gottheit Jesu Christi in Frage stellen, begründen ihre Meinung damit, dass ein solches Dogma nicht der biblischen Offenbarung, sondern eher dem Hellenismus entstamme. Eine genauere historische Untersuchung zeigt aber, dass dieses Dogma von der Gottessohnschaft Jesu dem griechischen Denken ganz fremd ist. «Die grösste Schwierigkeit bereitete den griechischen Philosophen der Gedanke einer Inkarnation Gottes, der gleichermassen dem Platonismus, dessen Gottesbegriff keine Inkarnation zulässt, wie dem Stoizismus zuwiderläuft, für den aufgrund seiner Kosmologie eine Inkarnation undenkbar ist.» (II.1)

Wenn auch das Konzil von Nikaia (325) den philosophischen Ausdruck «homoousios» (wesensgleich) verwendete, so war es den Konzilsvätern letztlich darum zu tun, den unverfälschten Sinn der neutestamentlichen Aussagen über Jesus Christus in eindeutiger Weise zum Ausdruck zu bringen. Das Konzil von Chalkedon definierte, dass Jesus Christus aus zwei Naturen in einer Hypostase besteht, die unvermischt und ungetrennt sind. Damit konnte es selbstverständlich keine erschöpfende Antwort auf die Frage geben: Wie verhalten sich in Christus Gott und Mensch zueinander?

Auch hier gilt, ähnlich wie bei Nikaia: «Blickt man auf die verwendeten Kategorien und die Erkenntnismethode, kann die Definition von Chalkedon als eine gewisse «Hellenisierung» des neutestamentlichen Glaubens erscheinen; andererseits übersteigt sie in einer anderen Hinsicht radikal das griechische Denken: Sie bringt zwei Sichtweisen zusammen, die in der griechischen Philosophie immer als unvereinbar galten, die göttliche Transzendenz, die im Mittelpunkt des platonischen Systems steht, und die göttliche Immanenz, Hauptmerkmal der stoischen Lehre.» (II.6)

Der gegenwärtige Sinn des christologischen Dogmas

Viele Menschen von heute haben Schwierigkeiten mit dem christologischen Dogma, weil Ausdrücke wie Natur und Person bei vielen modernen Philosophen etwas anderes beinhalten als bei den Vätern von Chalkedon. Noch grösser sind die Schwierigkeiten in bezug auf die soteriologischen Aspekte des christologischen Dogmas. Es wird auf folgende Punkte hingewiesen: Man weist die Vorstellung einer Erlösung zurück, die eine Abhängigkeit von einem andern hinsichtlich der eigenen Lebensgestaltung verlangt. Oder man kritisiert den vermeintlich nur individuellen Charakter des christlichen Heils. Die Verheissung einer künftigen Seligkeit scheint eine Utopie zu sein, die den Menschen seinen wahren irdischen Aufgaben entfremdet. Endlich klagen viele, sie fänden im Leben der Gläubigen nicht den gelebten Ausdruck des Geheimnisses, das von ihnen verkündet wird.

Trotz all diesen Schwierigkeiten, die oft aus einer verhängnisvollen Unkenntnis hinsichtlich des genuinen Sinnes des christlichen Dogmas hervorgehen, behält die christologische Lehre der Kirche und besonders das Dogma von Chalkedon eine definitive Bedeutung, was aber nicht ausschliesst, dass man in diesem Bereich weiterforscht und weiterdenkt. Den angeführten Schwierigkeiten gegenüber ist festzustellen, dass der Glaube an den menschgewordenen Gottessohn ein neues Bild von Gott und dem Menschen bringt. Das von Christus abgeleitete Menschenbild ist für

¹ Die Vollversammlung der Internationalen Theologenkommission im Herbst 1979 (21.–27. Oktober) in Rom befasste sich mit dem Thema der Christologie. Der Text der Studie ist eine thesenartige Zusammenstellung der wichtigsten Beratungsergebnisse. Er wurde vielfach überarbeitet und in mehreren Abstimmungsgängen von einer sehr grossen Mehrheit der Kommission gebilligt. Der lateinische Text wurde in der Zeitschrift «Gregorianum» (61. Jahrgang, 1980, Heft 4, S. 609–632) veröffentlicht. Die deutsche Übersetzung findet sich in «Herder-Korrespondenz», 35. Jahrgang, 1981, Heft 3, S. 137–145.

viele schockierend. «Deshalb verlangt es eine umfassende Bekehrung des Menschen, nicht nur anfanghaft, sondern das ganze Leben hindurch bis zu dessen Ende. Diese Bekehrung kann nur aus einer Freiheit entspringen, die von der Liebe bestimmt ist.» (III.5)

Weil das christologische Dogma vor vielen Jahrhunderten in Ausdrücken einer entschwundenen Kultur formuliert wurde, bedarf es in der Verkündigung der Kirche einer ständigen Aktualisierung unter der Leitung des Heiligen Geistes. Diese Aktualisierung ist den Theologen, den Verwaltern des Lehramtes und den übrigen Gläubigen aufgetragen. «Es ist die Aufgabe der Theologen, alle Aspekte und Werte des Christusgeheimnisses in eine Synthese zu bringen, die alle Elemente berücksichtigt: die bewährten Ergebnisse der Bibelwissenschaften, die Kenntnis der Heilsgeschichte (es muss auch nach den Wegen gefragt werden, auf denen das Heil der Menschen in den verschiedenen Religionen der Völker gesucht wird), Versuche der Menschen zu einer wahren Befreiung, die Schriften der Heiligen und der theologischen Lehrer. Eine solche Synthese kann die Formel von Chalkedon durch eine mehr soteriologische Sicht («für uns») bereichern.» (III.6.1) Die Kirche als das messianische Gottesvolk muss das Christusgeheimnis so verkünden, dass jeder einzelne es in seinem Leben und in seiner Kultur aufnehmen und begehen kann. Die Kirche ist sich in unserer Zeit immer mehr der Unterschiedlichkeit und des Wertes der verschiedenen Kulturen bewusst geworden. «Daraus folgt, dass das den Heiligen ein für allemal offenbarte Geheimnis, das die Christen glauben, bekennen und feiern, teilweise für neue Ausdrucksformen offen ist, die jeweils gesucht werden müssen, damit aus allen Völkern und zu allen Zeiten neue Jünger als Glaubende Christus dem Herrn eingegliedert werden.» (III.6.2)

Christologie und Soteriologie

Die Person Jesu Christi kann man nicht vom Erlösungswerk trennen, so wenig wie die Früchte der Erlösung von der Gottheit Christi. Dabei ist die Frage wichtig, die heute von vielen gestellt wird: Was hat Jesus selber von seinem Tod gedacht? Darauf gibt das Dokument folgende Antwort: «Jesu Tod kann nicht als der letztgültige eschatologische Heildienst verstanden werden, wenn Jesus darin sittlich gescheitert oder an Gott und an seinem Auftrag irre geworden wäre.» (IV.2.2)

«Jesu Todesdienst (vgl. Mk 10,45b) war Auswirkung und Fortsetzung seines Lebensdienstes (vgl. Lk 22,27); beides entstammte einer «existentiellen Haltung

für...», zu leben und zu sterben für Gott und die Menschen, der Grundhaltung, wie man sagen kann: der Proexistenz.» (IV.2.3)

Diese proexistente Grundhaltung Jesu, der Wille, sich dahinzugeben, muss als offen «und als zuinnerst dem Willen des Vaters konform verstanden werden. Die geschichtliche Entwicklung liess diesen Willen des Vaters immer lebendiger und konkreter ans Licht kommen. In dieser Offenheit für den Ratschluss des Vaters konnte Jesus fragen, ob der Vater seiner Reichsverkündigung Erfolg schenken, oder ob der Versuch, das Volk Israel für das eschatologische Heil zu gewinnen, scheitern sollte; ob er selbst die Todestaufe... werde erleiden..., und den Leidenskelch werde trinken müssen oder nicht...; ob der Vater sein sterbend proexistent durchgehaltenes Heilsangebot am Ende heilseffizient machen würde. Letzteres konnte Jesus, der sich als eschatologischer Heilmittler und «Repräsentant» der Gottesherrschaft wusste, in vertrauensvoller Zuversicht erwarten.» (IV.2.4)

Es wird heute manchmal bestritten, dass Jesu Tod am Kreuz eine stellvertretende Sühne für die Sünden aller Menschen war. Die Studie sagt dazu: «Das (die stellvertretende Sühne) wird erst möglich, wenn Jesu Tod und Wirken in einer existentiellen Grundhaltung gründen, die in gewisser Weise das Wissen und den Willen einschliesst, die Strafe (vgl. Gal 3,13) und «Sünde» (Joh 1,19) des Menschengeschlechts stellvertretend zu erleiden.» (IV.3.3)

Heute stellen manche die Satisfaktionslehre Anselms in Frage. Diese wird folgendermassen skizziert: «Bei Anselm (dessen Theorie bis in unser Jahrhundert beherrschend blieb) nimmt der Erlöser nicht die Stelle des Sünders ein, sondern leistet durch seinen Gott nicht geschuldeten Tod und dessen (aufgrund der hypostatischen Union) unendlichen Wert ein so einmaliges Werk, dass es in den Augen des Vaters die Sündenschuld überwiegt.» (IV.6) Weil bei Anselm der Gedanke des «commercium» (des Tausches, der durch die Menschwerdung und Passion zwischen dem Stand der Sohnschaft und dem Stand des Sünders zustande kommt) verdunkelt ist, wird dieser Gedanke in der Neuzeit auf zwei Wegen wieder aufgehehlt. « a) Durch den Begriff «Solidarität», der freilich verschieden debar ist: entweder (umfassend) so, dass der leidende Sohn die Gottentfremdung der Sünder innerlich erfährt, oder (partiell) so, dass Jesus durch solidarisches Mitsein mit den Sündern im Leben und bis in den Tod diesen unbedingten Heilswillen Gottes offenbart.

b) Durch den Begriff «Stellvertretung»: Christus übernimmt allen Ernstes die Situation des Sünders vor Gott. Nicht so freilich, dass Gott (wie manche, die Reformatoren vor allem, sagten) ihn an unserer Stelle «strafte» oder gar «verdammte», wohl aber so, dass er «den Fluch des Gesetzes» (Gal 3,13) und die Abkehr Gottes von der Sünde durchlitt, oder auch dessen «Zorn», worin sich dem erwählten, aber abspenstigen Volk gegenüber die «Eifersucht» seiner Liebe kundtut.» (IV.7)

Der Begriff «Stellvertretung» lässt sich dogmatisch wie exegetisch rechtfertigen. Er ist nicht widersprüchlich, denn: «Geschaffene Freiheit ist nicht so autonom, dass sie des Beistandes Gottes entbehren könnte; einmal von Gott abgekehrt, vermag sie aus eigener Kraft sich ihm nicht wieder zuzuwenden.» (IV.8)

Neu zu entdeckende Dimensionen der Christologie

Zwei bis heute sehr vernachlässigte Aspekte der Christologie werden von der Theologenkommission kurz dargestellt: die pneumatologische und die kosmologische Dimension. Die pneumatologische Dimension erhellt daraus, dass der Heilige Geist am Erlösungswerk Christi unablässig beteiligt war. Von der Empfängnis in Maria an, bis zum Kreuzestod (vgl. Hebr 9,14), stand Christus unter dem Wirken des Heiligen Geistes. «Schliesslich hat Gott der Vater Jesus auferweckt und seine Menschheit mit seinem Geist so erfüllt, dass diese nach der Knechtsgestalt die Gestalt der Menschheit des verherrlichten Gottessohnes annahm (vgl. Röm 1,3–4, Apg 13,32–33). Er erhielt die Vollmacht, allen Menschen den Heiligen Geist zu geben (Apg 2,22 ff.)» (V.2)

Von der kosmischen Herrschaft Christi ist besonders im Corpus Paulinum die Rede. Die Studie verweist auf 1 Kor 15,27, Eph 1,22, Hebr 2,8, in denen zum Ausdruck kommt, dass der Vater dem auferweckten Christus alles zu Füssen gelegt hat. Diese Bezeichnung des auferstandenen Herrn als Herrscher über das All, bezieht sich primär auf seine verherrlichte Menschheit. Weil Christus durch seine Auferstehung die Vergänglichkeit des ersten Adam überwand, ist er der zweite und letzte Adam, der sich «alles unterwerfen kann» (Phil 3,21). Die Überwindung des Reiches des Todes durch Christus, welche die Menschen und die ganze Welt betrifft, besteht in der ein und derselben Erneuerung, die sich am Ende der Zeit durch deutliche Wirkungen ereignet. Die kosmische Herrschaft Christi, welcher der «Erstgeborene vieler Brüder ist» (Röm 8,29), bedeutet auch unsere Herrschaft in ihm. Schon jetzt sind wir

irgendwie mit dem erhöhten Christus geistlich identisch, wie es in den Worten Pauli ausgedrückt wird: «Daher soll sich niemand eines Menschen rühmen. Denn alles gehört euch; Paulus, Appollos, Kephas, Welt, Leben, Tod, Gegenwart und Zukunft: alles gehört euch; ihr aber gehört Christus, und Christus gehört Gott.» (1 Kor 3,21–23) Wenn auch diese «Identität» mit Christus erst in der Parusie ganz sichtbar wird, ermöglicht sie schon in diesem Leben die Freiheit von allen Mächten dieser Welt (Kol 2,15).

Dass zur kosmischen Herrschaft Christi auch der gesellschaftliche Bereich gehört, deutet die Studie mit folgenden Worten an: «Zu dieser kosmischen Herrschaft steht jene Herrschaft in voller Übereinstimmung, die gewöhnlich in der Geschichte und der menschlichen Gesellschaft ausgeübt wird, besonders durch die Zeichen der Gerechtigkeit, die für die Verkündigung des Reiches Gottes unerlässlich scheinen.» (V.3.7) Aber man darf nicht vergessen: «Solange die Geschichte der Herrschaft der Welt und des Todes unterworfen bleibt, kann sich auch die wunderbare Herrschaft Christi vor seiner endgültigen Wiederkunft nicht voll und ganz zum Wohl des Menschengeschlechtes auswirken.» (V.3.7)

Wenn auch diese Studie sich nicht in erschöpfender Weise mit den heute aktuellen Problemen der Christologie befassen konnte, so bietet sie doch wertvolle Anhaltspunkte für eine mehr biblische und heilsgeschichtlich orientierte Christologie, die auch offen ist für die Fragen und Schwierigkeiten des Menschen von heute. Jeder Seelsorger und Katechet der Oberstufe sollte sich mit diesem Dokument auseinandersetzen.

Basil Drack

Weltkirche

«Vermittler der heilenden Macht Gottes in unserer Welt»

Das 140 Mitglieder zählende Zentralkomitee des Weltkirchenrats tagte vom 16. bis 26. August in Dresden, erstmals seit 25 Jahren in einem kommunistisch regierten Staat, erstmals überhaupt in der DDR (SKZ 33-34/1981). Übertreffende Kennzeichen dieser Tagung waren das demonstrative Interesse der staatlichen Behörden am Kirchentreffen und ganz besonders starke

Erfahrungen mit den Kirchen der DDR. An der Tagung selbst standen Berichte über «Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche» und über weltweite Massnahmen zur Förderung der Gesundheit im Vordergrund. Der Versuch, die nächste Weltkirchenkonferenz – Sommer 1983 in Vancouver (Kanada) – möglichst gemeinsam vorzubereiten, beanspruchte erheblich Zeit.

Die bei uns als *Weltkirchenrat* (so nach der englischen Bezeichnung als *World Council of Churches*) oder *Ökumenischer Rat der Kirchen* (nach dem Französischen: *conseil oecuménique des églises*) bekannte Genfer Ökumene ist keine kirchliche Oberbehörde, die ihren Mitgliedkirchen Direktiven zu erteilen hätte. Sie ist eine Familie von derzeit rund 300 Kirchen, die – so ihre Basis – «Jesus Christus gemäss der Heiligen Schrift als Gott und Erlöser bekennen». Man gehört zusammen, auch wenn es – wie in andern Familien – Meinungsverschiedenheiten gibt.

Interessierter Staat

Erich Honecker, Staatsratsvorsitzender der DDR, liess bei der Konferenzeröffnung eine äusserst lobende Grussadresse verlesen. *Klaus Gysi*, Staatssekretär für Kirchenfragen (seine Vorfahren väterlicherseits stammen aus dem Baselland), bot den über 500 Mitarbeitern des Treffens zur Halbzeit einen festlichen Empfang im Rathaus Dresden. «*Neues Deutschland*», offizielles Organ der SED, und «*Neue Zeit*», das Blatt der Ost-CDU, berichteten täglich – praktisch immer auf der Titelseite – über ausgewählte Themen der Konferenz.

Die staatliche Führung der DDR, deren herrschende Partei im Sinne des Marxismus-Leninismus den Atheismus vertritt, mass somit dem Kirchentreffen erstrangige Bedeutung zu. Unwillkürlich fragte man sich, welche Überlegungen dabei im Spiel sein mochten.

«Kirche im Sozialismus – nicht sozialistische Kirche»

Bischof *Albrecht Schönherr*, Vorsitzender des Bundes der Evangelischen Kirchen der DDR, betonte an der Eröffnungssitzung, die Kirchen der DDR würden durch die ökumenische Gemeinschaft gestärkt, ihren Weg in der sozialistischen Gesellschaft «weder in kritikloser Anpassung noch in grundsätzlicher Verweigerung» zu suchen. Ihr Blick sei geschärft worden «für die Proportionen zwischen der Not in andern Teilen der Welt und dem, worüber wir als Deutsche klagen». Man sei nach der Erfahrung des Nationalsozialismus dankbar, «in einem Land zu leben, das Staat und Kirche klar trennt und es ausgesprochenen-

massen ablehnt, aus der Kirche im Sozialismus eine sozialistische Kirche machen zu wollen». An einer Pressekonferenz präzierte er, die DDR-Politik zeige seit langem, «dass die Kirchen das Recht haben, im Sozialismus in einer relativ guten Weise zu existieren. – Es wird weiterhin Spannungen und Gemeinsamkeiten geben. Die Schwierigkeiten werden durch Gespräche aufgefangen, wenn auch nicht immer gelöst».

Man erinnert sich: Spannungen hatte es besonders gegeben, als die evangelischen Kirchen der DDR – nicht ohne jeden Erfolg – gegen den obligatorischen Wehrunterricht in den Schulen Einspruch erhoben. Dass es oft schmerzliche Engpässe gibt, erfuhr man aus Gesprächen mit einzelnen Bürgern der DDR. Als an einer Pressekonferenz ein westlicher Berichterstatter besonders hartnäckig bohrte – es ging um den *Sozialen Friedensdienst*, eine von der Armee deutlich getrennte Alternative zu Wehrdienst und Wehrersatzdienst –, entgegnete *Johannes Hempel*, Landesbischof von Sachsen: «Den Alltag hier haben wir durchzustehen und nicht Sie».

Rund sieben der 17 Millionen Einwohner der DDR bekennen sich zum christlichen – grösstenteils zum evangelischen – Glauben. Die Kirchen sind besonders aktiv im diakonischen Bereich. Trotz ihrer finanziell engen Verhältnisse unterhalten sie 48 Spitäler, 105 Behindertenheime, mehr als 200 Altersheime, ferner Kindergärten und Ferienheime. Das diakonische Werk der evangelischen Kirchen in der DDR zählt 15 000 Mitarbeiter.

Besuch in Herrnhut

Die Presseberichterstatter hatten Gelegenheit zu einem Besuch in Herrnhut, rund 80 km östlich von Dresden, einem der stärksten Zentren christlicher Nächstenliebe in der DDR. Der geniale Reichsgraf *Nikolaus Ludwig von Zinzendorf* (1700–1760) hatte hier evangelische Flüchtlinge aus Böhmen aufgenommen und seinen Besitz zu einer Stätte der Diakonie und der evangelischen Mission gemacht.

Die zehn Gemeinden der *Herrnhuter Brüderunität*, die als einzige Freikirche dem Kirchenbund der DDR angehört, tragen heute rund 1000 Pflegeplätze verschiedenster Art. Besonders eindrücklich war der Besuch im erst 1977 eingeweihten Förderungszentrum «Johann Amos Comenius», in dem 85 schulbildungsunfähige Jugendliche von 56 Mitarbeitern betreut und möglichst weitgehend gefördert werden. Der verantwortliche Leiter ist Theologe mit einem Zweitstudium in medizinischer Psychologie. Hier ergab sich eine gute Zusammenarbeit von Staat und Kirche: Die Bau-

kosten von 7,8 Mio. Mark kamen von Spenden aus aller Welt und von Kirchen der DDR. Der Staat seinerseits leistet kostendeckende Pflegegelder.

Die bei uns bekannteste Lebensausserung von Herrnhut ist das *Losungsbüchlein* – für jeden Tag je eine alt- und neutestamentliche Bibelstelle. Es hat in der DDR eine Auflage von 380000 (der Bedarf wäre um rund 80000 höher), in der Bundesrepublik 1230000 und erscheint Jahr für Jahr in 34 Sprachen.

Dieser Besuch in Herrnhut machte vor allem eines deutlich: Ob eine Gesellschaft menschlich miteinander umgeht, hängt entscheidend davon ab, von welchen inneren Werten die einzelnen Menschen geleitet werden. Das gilt für jede Gesellschaft – unabhängig von deren politischer Struktur.

Goethe und Luther an der Konferenz

Die gastgebenden Kirchen stellen sich üblicherweise an solchen Konferenzen vor. Eine kabarettreife Gruppe besorgte das in Dresden mit blitzendem Humor. Brandaktuell kam *Johann Wolfgang Goethe* zum Wort: «Mir ist nicht bange, dass Deutschland nichts eins werde... Vor allem sei es eins, dass der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reich gleichen Wert habe, eins, dass mein Reisekoffer durch alle Lande ungeöffnet passieren könne.» Starker Applaus dankte Goethe, dass er 150 Jahre nach seinem Tod das sagte, was alle bewegt: das Eingepferchtsein drückt schwerer als die wirtschaftlichen Probleme.

Nicht weniger vielsagend folgte ein Interview mit *Martin Luther*, dessen 500. Geburtstag 1983 zu feiern sein wird. Der Reformator erklärte zum Verhältnis von Kirche und Staat: «Derhalb sind die Christen schuldig, der Obrigkeit untertan und ihren Geboten gehorsam zu sein in allem, so ohne Sünde geschehen mag. Aber so der Obrigkeit Gebot ohn' Sünd nicht geschehen mag, soll man Gott mehr gehorsam sein denn den Menschen.»

Schwerpunkte der Konferenz

Eine längerfristige Studienarbeit über «*die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche*» gab in der reich befrachteten Traktandenliste der Sitzung besonders zu reden. Sie will die seit Jahrhunderten eingespielte «institutionalisierte Männerherrschaft in Gesellschaft und Kirche» (so Generalsekretär *Philip Potter*) aufarbeiten.

Ihr theologischer Ansatz ist das Verlangen, die Interpretation der Bibel müsse «in einer Gemeinschaft des Dialogs» von Frauen und Männern geschehen. «Indem sie die Schrift anhand der Erfahrungen von Frau-

Die Heilsarmee in der Schweiz

Der im August veröffentlichte Finanz- und Tätigkeitsbericht für das Jahr 1980 der Heilsarmee in der Schweiz bietet einen knappen Überblick über die Arbeit, die 350 Heilsarmeeoffiziere, unterstützt von 250 vollamtlichen Angestellten, in den 32 Sozialheimen und den über 100 Gottesdienstsälen oder Evangelisationsposten leisten. Die Schwerpunkte der Arbeit, die «aus Glauben an den barmherzigen Gott» geleitet wird, lassen sich an der Mittelverwendung ablesen (zur Verfügung standen Fr. 26,7 Mio.): Administration 5%, lokale Evangelisationsarbeit 22%, Sozialwerk 61%, Ruhestandsgehälter 4,5%, Beiträge an Missionswerk 7,5%.

Die Heilsarmee steht in zahlreichen Ländern der Dritten Welt im Einsatz. In diesem Rahmen leiten über 40 Schweizer Heilsarmeeoffiziere und Entwicklungshelfer Projekte in Katastrophenhilfe, in Evangelisation, technischer Hilfe, Erziehung,

medizinischer Hilfe, in Ernährungsprogrammen und in der Administration.

Der Rückzug der Heilsarmee aus dem Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) betrifft nicht ihr ökumenisches Engagement (in der Schweiz ist sie Mitglied der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen). Sie wird, wie das Nationale Hauptquartier in Bern mitteilte, «weiterhin mit Kirchen und christlichen Gemeinschaften aller Stufen eine tiefe, geistliche Gemeinschaft pflegen. Ebenso wird sie ihren Teil an der Arbeit des ÖRK beitragen, insbesondere was die Weltmission, die Evangelisation und die Entwicklung in der Dritten Welt betrifft.

Die Heilsarmee wird ihre seit 116 Jahren gewährte Tradition als Teil der Kirche Christi beibehalten. Mit ihrer starken sozialen Prägung wird sie weiterhin den Menschen in ihren geistlichen und materiellen Bedürfnissen beistehen, ohne nach Farbe und Religion, kulturellem Hintergrund oder politischer Ansicht zu fragen.»

Redaktion

en interpretieren, bringen die Frauen eine neue Ebene des Wissens und der Lebensqualität in die hermeneutische Aufgabe ein.» Die Arbeit wandte sich mit besonderer Schärfe gegen den «internationalen Prostitutionstourismus» als extrem entwürdigende Ausbeutung von Frauen. Alles Ringen um Gerechtigkeit sei im Grunde ein einziger Kampf: «Gesellschaftsstrukturen und psychologische Einstellungen vernetzen sich zu einem üblen Unterdrückungsgeflecht, das sexistisch, rassistisch und klassendiskriminierend ist.»

Unter den Empfehlungen – übernommen von einer ÖRK-Konsultation in *Sheffield* (10.–19. Juli 1981) – war auch die (bei Lutheranern und Reformierten in manchen Ländern verwirklichte) Ordination der Frau zum priesterlichen Dienst anvisiert. Dagegen meldete sich scharfer Widerspruch der Orthodoxen: Auch sie vertreten die Gleichberechtigung von Frau und Mann, aber in der Begrenzung des Priesteramts auf Männer stehe man seit den Zeiten der Apostel in ungebrochener Tradition.

Der amerikanische Chirurg *Stuart Kingma*, Direktor der *Christlichen Gesundheitskommission* des ÖRK, berichtete, ökumenische Organisationen in 21 Entwicklungsländern hätten begonnen, ein alternatives Versorgungsnetz zur Beschaffung und Verteilung wichtiger Arzneimittel aufzubauen. Ihre umfassende Gesundheitsstrategie in der Dritten Welt wolle auch Heilkräuter und traditionelle Behandlungsmethoden neu werten und damit die

örtlichen Heilmittelhersteller anregen. Die Kirchen hätten in diesem Bereich 1979 über 200 Mio. US-Dollar eingesetzt.

Eine öffentliche Erklärung unterstützte die *Namibia-Politik der UNO* gegen Südafrika. Eine weitere Resolution forderte die Kirche auf, sich im Blick auf die *Weltflüchtlingskrise* noch stärker zu bemühen, dass die grundlegenden Menschenrechte, einschliesslich des Rechts eines jeden Menschen, sein Land zu verlassen, in ihm zu bleiben und dorthin zurückzukehren, gewahrt bleiben. Eine geradezu flehentliche Stellungnahme zur *wachsenden Bedrohung des Weltfriedens* wandte sich gegen «neue, entmenschlichende Waffen», ersuchte alle Länder, auf die Neutronenbombe zu verzichten, und forderte «die Führer der beiden militärischen Blöcke» zu ernsthaften und verantwortbaren Abrüstungsmassnahmen für Atom- wie für konventionelle Waffen auf.

Der sanfte Austritt der Heilsarmee

Neu in den Weltkirchenrat aufgenommen wurden die «*Presbyterianische Kirche in Afrika*» (rund 2 Millionen Mitglieder) mit Sitz in Durban (Südafrika) und die «*Presbyterianische Kirche in Ruanda*» (52000 Mitglieder).

Die *Heilsarmee* ist mit Schreiben vom 31. Juli aus dem Ökumenischen Rat ausgetreten. Sie bleibt jedoch «asoziiertes Mitglied» – ein weniger enges Dazugehören ohne Stimmrecht – und will nach wie vor die Tätigkeit des Weltkirchenrates im Be-

reich der Evangelisation, der zwischenkirchlichen Hilfe und der medizinischen Arbeit unterstützen. Im Vordergrund für diesen Austritt standen politische Entscheidung des Weltkirchenrats, die sie für einseitig und parteiisch hielt.

Potters Vision

Philip Potter, Generalsekretär des Weltkirchenrats, hatte zu Anfang der Konferenz seine Schau der Ökumene gezeichnet, die alle einzelnen Tätigkeiten aufzunehmen sucht: «Die ökumenische Bewegung und besonders der Weltkirchenrat sind genau dafür da, Vermittler der heilenden Macht Gottes in unserer Welt und in allen Bereichen unseres Lebens zu sein.» Der Zentralkomitee habe sich schon in Galyatetö (Ungarn 1956) eingehend «mit der Rolle der Kirchen zur Errichtung einer verantwortlichen internationalen Gesellschaft» befasst. Man habe diese umschrieben als eine Gesellschaft, «in der alle Menschen in Freiheit handeln können und gleichzeitig die Bedürfnisse und Rechte anderer achten», eine Gesellschaft, «in der die verschiedenen Mitglieder Sorge tragen für das Wohlergehen ihrer Mitmenschen und der ganzen Menschheitsfamilie. Eine solche Gesellschaft wird ihre Bindung an Gott, den souveränen Herrscher der Nationen, anerkennen.» Es sei demütigend, dass man ein Vierteljahrhundert später verschärft vor den gleichen Fragen stehe. Es gelte daher, die ganze Aufmerksamkeit dem «uns als unsere gemeinsame Berufung anvertrauten heilenden Amt zuzuwenden zur Ehre unseres dreieinigen Gottes». Potter fragte daher die Kirchen: «Sind wir bereit, unserem Herrn in seinem aufopfernden Ringen gegen das Böse bis hin zum Kreuz zu folgen, damit Heilung, Versöhnung und Ganzheit sichtbar werden in einer Welt, die krank ist zum Tode?»

Als er beim Empfang im Rathaus Dresden die Einladung verdankte, kam er mit feinem Humor auf Karl Marx zu sprechen, dessen erster bekannter Aufsatz – noch in seiner Schulzeit geschrieben – eine Auslegung von Johannes 15 gewesen war. Das Kapitel spreche von der Menschheitsfamilie als einem Weinstock, aufgerufen, Früchte zu bringen und ihr gemeinsames Leben zu teilen. Der Weltkirchenrat arbeite eben dafür, «eine geeinte Menschheitsfamilie in Gerechtigkeit und Frieden voranzutreiben». Es ist einfach – und sogar notwendig – hier theologische Rückfragen zu stellen. Wichtiger aber ist, sich hineinzuhören in das, was hinter dem leidenschaftlichen Engagement des aus der Karibik stammenden Potter an Leiden und Hoffnung seiner Schwestern und Brüder steht.

Reinhard Kuster

Kirche Schweiz

Die SMB in den achtziger Jahren

Im Anschluss an das 6. ordentliche Generalkapitel informierte die Missionsgesellschaft Bethlehem, Immensee, die Öffentlichkeit über das Ergebnis der Beratungen. Der neue Generalobere, Josef Elsener, sprach zunächst über «die Missionsgesellschaft in den achtziger Jahren», wobei er fünf Schwerpunkte hervorhob.

Das Programm der neuen Leitung

1. Die Missionsgesellschaft will den missionarischen Einsatz weiterhin unter Zuzug von Mitgliedern auf Zeit und von Mitarbeitern leisten. «Das Generalkapitel bestätigt das seit sieben Jahren erprobte Experiment, dass der missionarische Auftrag in dieser Zeit nur ausgeführt werden kann, wenn die Aufgabe der Mitglieder im herkömmlichen Sinne (Priester, Brüder), die sich für ihr Leben dem Missionsdienst zur Verfügung stellen, auch von Mitgliedern auf Zeit wie von Mitarbeitern, hauptsächlich Laien, mitgetragen wird. Dies ist keine Notlösung, sondern eine eigentliche Bereicherung in der Erfüllung des missionarischen Auftrages.»

2. Die Missionsgesellschaft versteht den missionarischen Einsatz als Dienst am missionarischen Auftrag einer jeden Ortskirche, ob in der Heimat oder in der Dritten Welt. Das bedeutet ein zweifaches. Zum einen: «Unsern Auftrag, den wir als <ganzheitliche Befreiung> neu umschrieben haben, können wir nur in engster Partnerschaft mit der Ortskirche leisten. Es kann nicht darum gehen, dass wir mit unserer Arbeit missionarische Kolonien oder kirchliche <Enklaven> innerhalb einer Ortskirche aufrichten.» Zum andern: «Wir dürfen uns andererseits nicht einfachhin für den Weiterbestand einer Ortskirche und die Erhaltung ihrer Institutionen und Werke vereinnahmen lassen, sondern müssen der Ortskirche immer wieder Impulse geben für Pioniersituationen, insbesondere dort, wo die Frohbotschaft Christi noch nicht oder nicht oder nicht mehr verkündet wird. Aus diesem Grund arbeitet der Missionar auf Ablösung hin. Er muss bereit sein, Führungspositionen, Finanzen und andere Machtmittel abzutreten und sich für neue missionarische Initiativen wachhalten.»

3. Die Missionsgesellschaft will die menschlichen und kirchlichen Erfahrungen aus ihren Einsätzen in die Kirche in der Schweiz einbringen. «So soll etwa die Hei-

matkirche durch die Stimme der Völker, besonders der Armen und Unterdrückten, in ihrer Verantwortung und Solidarität neu erweckt und dadurch im Glauben bestärkt werden. Ich spreche hier auch aus persönlicher Erfahrung. Vor 22 Jahren zog ich nach dem damaligen Rhodesien, um das Shona-Volk mit der Frohbotschaft Christi zu beschenken, es zu bereichern. Ich bin jetzt als ein selbst Beschenkter und Bereicherter zurückgekehrt, als einer, der die befreiende Botschaft Christi mit ihnen und unter ihnen erfahren hat. Die neue Leitung der Missionsgesellschaft hat zu prüfen, wie sie solche und ähnliche Impulse aus den Kirchen in Zimbabwe, in Lateinamerika, aber auch aus Asien an die Heimatkirche weitergeben kann.»

4. Die Missionsgesellschaft betrachtet ihr Leben in Gemeinschaft als Teil des missionarischen Auftrages selber und will als brüderliche Gemeinschaft «Zeichen setzen, die einladend andere zum Glauben führen». Damit soll zugleich der in den letzten Jahren vernachlässigten spirituellen Erfahrung der Gemeinschaft mehr Beachtung geschenkt werden. «Die Erfahrungen unserer Missionare während des Krieges in Zimbabwe wie die Erfahrungen mit christlichen Basisgemeinden in Lateinamerika und das Zusammenleben und -wirken der missionarischen Equipen weisen einen Weg zu dieser spirituellen Erneuerung. Vielerorts ist etwas im Aufbrechen, dem die Missionsgesellschaft eine besondere Beachtung schenken wird. Die Formen dieses zeugnishaften Zusammenlebens sind vielfältig. Der Grad, in dem in einer Gruppe miteinander gebetet und geredet, gefeiert und gearbeitet wird und wie sich Arbeit und Gotteslob, Einsamkeit und Miteinander ablösen, ist verschieden. Die Gemeinschaft wird aber immer mehr lernen müssen, die spezielle Berufung der Gruppen und den Lebens- und Freiheitsraum des einzelnen zu respektieren.» Im Gespräch konkretisierte Josef Elsener die Erfahrungen mit christlichen Basisgemeinden in zweifacher Hinsicht: Einerseits als gegenseitige Durchdringung von Alltagsleben und bibelnaher Spiritualität, andererseits als Einbezug des Emotionalen und Informellen und Einbringen der von den Gläubigen selbst formulierten Anliegen in den Gottesdienst.

5. Die Missionsgesellschaft will vermehrt die Mitverantwortung der Mitglieder und der Mitarbeiter fördern. «Das entspricht nicht bloss der kirchlichen Soziallehre oder dem missionarischen Auftrag, sondern ebenso einer Entschiedenheit, unser Werk auch in Zukunft glaubwürdig fortzusetzen. Nur wenn ein jeder – ob Mitglied oder Mitarbeiter – mitträgt an der Verantwortung für das Werk dieser Ge-

meinschaft, wird auch die Zukunft für die Ausführung des missionarischen Auftrages gesichert sein.»

Dieses Programm kann nun nicht einfach in Kraft gesetzt werden, es gibt bloss die Marschrichtung an, in die sich nach der Überzeugung der 25 Delegierten eine Gemeinschaft von 320 Mitgliedern und 51 Mitarbeitern im missionarischen Einsatz bewegen soll. Bewegen wird sich die Gemeinschaft allerdings nur, wenn sich jeder einzelne bewegen lässt. Deshalb wurde die neue Gesellschaftsleitung auch mit einem klar umschriebenen Fortbildungsprogramm für die Mitglieder und die Mitarbeiter beauftragt.

Die Kontinuität des Programms

Wie das Programm der neuen Leitung eine Fortschreibung der Vorstellungen der bisherigen Leitung ist, erörterte sodann der zurückgetretene Generalobere Josef Amstutz. In diesem 6. Generalkapitel sei durch die Vielzahl und Vielfalt der Einzelfragen hindurch als einheitliche Inspiration das Leitwort von der *ganzheitlichen Befreiung* zum Tragen gekommen (SKZ 29–30/1981). Damit umschreibt heute die Missionsgesellschaft ihren Auftrag, wobei als ein Anstoss auch das 5. Generalkapitel mit seiner Zusammenschau von evangelisatorischer und entwicklungspolitischer Dimension gewirkt habe.

Eingebracht wurden in dieses Leitwort aber auch konkrete Erfahrungen der Missionsgesellschaft in Lateinamerika und in Zimbabwe sowie weltkirchliche Überlegungen wie die Bischofssynoden von 1971 und 1974, die lateinamerikanischen Bischofsversammlungen von Medellín und Puebla, aber auch ökumenische Versammlungen wie jene von Nairobi (Ökumenischer Rat der Kirchen) und Melbourne (Kommission für Weltmission und Evangelisation des Ökumenischen Rates der Kirchen).

Mit diesem Leitwort sind für das Leben der Missionsgesellschaft wie für ihre Arbeit Akzente gesetzt. So wird ein Schritt von einer ekklesiozentrischen Mission zu einer menschen-zentrierten Arbeit getan, eine Arbeit für den Menschen und seine Befreiung, die auch eine gesellschaftspolitische Dimension aufweist. Dieses Leitwort hat auch eine andere Art des Umgangs mit den Partnerkirchen zur Folge, die Überwindung namentlich des Paternalismus; eine andere Art auch der Einsätze, nämlich näher an der Basis, wo die Aufbrüche geschehen müssen. Das Leitwort hat aber auch Konsequenzen für den Führungsstil der Missionsgesellschaft, das heisst: weg vom Autoritären und hin zur Partizipation (Demokratisierung, Mitverantwortung aller), was sich schliesslich auch auf die Mo-

tivation der Mitarbeiter und Mitglieder auswirken müsste.

Missionarische Einsätze

Das Generalkapitel hat die Konzeption der missionarischen Einsätze nicht nur gutgeheissen, sondern den traditionellen Gebietsmissionen empfohlen, diese Art von Engagement innerhalb ihrer eigenen Strukturen zu ermöglichen. Über das Konzept und die nunmehr zehnjährige Erfahrung orientierte an der Pressekonferenz Georges Conus. Ein missionarischer Einsatz ist die Teilnahme eines einzelnen oder einer Gruppe von verschiedenen Berufsleuten an einem missionarischen Projekt, und zwar auf Anfrage einer Lokalkirche, wobei dieser Einsatz für eine bestimmte und zeitlich begrenzte Aufgabe und unter vereinbarten Bedingungen erfolgt. So hat die Missionsgesellschaft zurzeit 29 Einsätze mit 51 Mitarbeitern, wovon 7 Fidei-Donum-Priester und 44 Laien.

Die Gründe, die zu dieser Art Mission – Georges Conus bezeichnete sie im Unterschied zur «Gebiets-Mission» als «Aufgaben-Mission» – geführt haben, stehen im Zusammenhang mit der missionarischen Erneuerung durch das Zweite Vatikanische Konzil und der allgemeinen gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklung. Die Einsätze gemischter Equipen sind zudem eine Konkretion des Selbstverständnisses der Missionsgesellschaft. «Gerade weil die missionarischen Einsätze Glaubensverkündigung und Entwicklungsarbeit vereinen, können sie sich gleichzeitig für die Befreiung und Entfaltung des ganzen Menschen einsetzen.» Im asiatischen Kontext sind sie allerdings, mit Ausnahme der Bergkulturen, schwieriger zu verwirklichen, räumte Josef Amstutz ein, namentlich weil die Einsätze etwa in Japan langfristig angelegt sein müssen (nicht zuletzt wegen des Zeitaufwandes, um sich in die Sprache und Kultur einzuleben).

Abschliessend fasste Georges Conus die bisherige Erfahrung mit den missionarischen Einsätzen im Sinne einer ersten Evaluation zusammen:

«Nicht alle Bischöfe, die uns anfragten, begriffen den Sinn dieser Art von Einsätzen – mehrere akzeptierten die Laien bloss, um sich auf diese Weise einen Priester zu sichern. Erst in der Folge haben sie – positiv überrascht – die eigentliche Berufung der Laien und den Wert ihres Zeugnisses für ihre Landsleute entdeckt. So müssen die Verantwortlichen in der Schweiz und die Equipen gemeinsam mit der Ortskirche planen, was viel Takt und Geduld erfordert.

Wir spüren mehr und mehr, dass die zeitliche Dauer unserer Einsätze nicht so

wichtig ist – entscheidender ist die Art und Weise, wie sich eine Equipe ins Milieu integriert.

Missionarische Einsätze sind keine Touristenreisen. Berufliche Kenntnisse eines jeden sind wichtig, ebenso seine persönliche Motivation und seine Anpassungsfähigkeit. Nur so ist die Equipe lebensfähig und hat eine Chance, von der Bevölkerung akzeptiert zu werden.

Angesichts der Komplexität der Probleme wie der Tatsache einer sich stetig verschlimmernden Situation der Armen wider alles Bemühen um eine Besserung, muss dennoch erkannt und zugestanden werden, dass bereits die einfache Präsenz und das Leben mit den Leuten genauso eine Zeugniskraft haben wie all unsere Tätigkeit. Was die menschlichen Werte betrifft, sind wir ferner eher Empfangende als Gebende. Wenn eine Equipe von Anfang an zur Hälfte aus Leuten vom Ort besteht, müssen sich die Ausländer den Einheimischen angleichen und nicht umgekehrt.

Aufgrund meiner eigenen Erfahrung möchte ich schliesslich erwähnen, dass das Leben in einer Equipe, zusammen mit Laien, mir als Priester den Zugang zur Lebensart der Einwohner erleichtert. Es gelingt mir besser, ihre Probleme und tiefsten Hoffnungen zu ihnen und die Art ihrer Spiritualität zu erkennen, nach der sie streben. Im Gegensatz zum traditionellen Image des Priesters auf dem «Heiligensockel», wie es in Haiti noch immer existiert, wird diese Art des Engagements der Bevölkerung ein authentischeres Bild vom Priester wie von seiner Aufgabe als Kündler der Frohbotschaft, als Animator und Seelsorger vermitteln.»

In einem Brief an die Mitglieder und Mitarbeiter erklären der Generalobere und die Kapitulare, sie hätten allen Grund, «Gott zu danken für alles, was er unserer Gemeinschaft zur Erfüllung unserer missionarischen Berufung geschenkt hat. Zugleich geht der Dank an alle Mitbrüder, Mitarbeiter und die vielen Menschen, die unser Werk mittragen.»

Rolf Weibel

Berichte

Christliche Anthropologie und Medizin

Am alle vier Jahre stattfindenden Kongress Psychiatrie und Seelsorge sollten vor allem Ärzte, Seelsorger, Schwestern, Pfleger und Sozialarbeiter an Psychiatrischen

Kliniken und Pflegeheimen angesprochen werden. Etwa 200 Vertreter aus Frankreich, Deutschland, Belgien, Holland, Italien, der Schweiz und Luxemburg nahmen am diesjährigen sehr gut gestalteten Anlass teil.

Die Einführung des Kongresses hielt Dr. Paul Broussole, Chefyntsiater einer Klinik in Frankreich. Er betonte, dass der Mensch mit seinen Problemen uns gemeinsam zur Besinnung über unseren Standort und unsere Ziele aufrufen soll. Ein Blick in die Psychiatrie hilft uns, die Krisen der Gesellschaft und des einzelnen Menschen zu erkennen und zu meistern. Doch auch die Gesellschaft beeinflusst die Medizin. Dies zeigte sich unmittelbar nach dem Krieg, als angesichts des Terrors und des Missbrauchs der Psychiatrie in den Konzentrationslagern eine Liberalisierungswelle in den Spitälern einsetzte. Der Mensch durfte nicht mehr zum blossen Objekt entwürdigt werden, sondern er sollte selbst versuchen, sich in die Hand zu nehmen und zum Mitarbeiter an seinem Heilungsprozess werden. Auf welche Abwege die Psychiatrie noch heute gelangt, zeigen die Kliniken gewisser Länder, worin man die Bevölkerung durch Medikamente zum Gehorsam gegenüber der herrschenden Ideologie zwingen will. Doch die Psychiatrie an sich mit modernsten Medikamenten und bestens ausgebildetem Personal hat ihre Grenzen, weshalb sie durch die Psycho- und Soziotherapie ergänzt werden müsse.

Der Mensch

Nach einer sehr gehaltvollen Botschaft des Papstes sprach Prof. Sezny Roudaut aus Rennes über das Thema: «Der Mensch als Problem unserer Zeit.» Der Referent legte einleitend die aktuellen anthropologischen Theorien unter dem Gesichtspunkt der Menschenrechte dar, die nicht nur ausgerufen, sondern auch verwirklicht werden müssten. Beim einzelnen geht es vor allem darum, ob er von jemandem geliebt wird und für einen anderen existieren darf. Menschwerden heisst eigentlich, den Fallen der Knechtschaft entkommen. Bei Kant sind es Faulheit und Mutlosigkeit, welche den Menschen in der Unmündigkeit gefangen halten. So ist der Kranke unmündig, sofern das Buch und der Arzt sein Wissen und Denken ersetzen sollen. Der Mensch wird erst durch sein *Zutun* menschlich, was ihn vor der Vermassung bewahrt.

Die Lösung ist jedoch keineswegs die liberale Ideologie, weil sie Vermögen, Wissen und Macht des Bürgers herausstellt und die Menschheit in eine bevorzugte Gelehrtenklasse und eine benachteiligte Arbeiterklasse spaltet. Diese Ungleichheit der

menschlichen Gesellschaft wird in Päpstlichen Schreiben als von Gott gewollt hingestellt. So drückt sich am 18. Dezember 1903 Papst Pius X. wie folgt aus: «Die menschliche Gesellschaft, die Gott begründet hat, besteht aus ungleichen Elementen. Folglich ist es der von Gott gegebenen Ordnung angemessen, dass es in der menschlichen Gesellschaft Prinzen und Untertanen, Herren und Proletarier, Reiche und Arme, Weise und Unwissende gibt.» Leo XIII. hatte in einem Brief von 1882 die Gesellschaftsanschauung bereits als gegeben bestätigt, indem er den Reichen zur Barmherzigkeit und den Armen zur Geduld ermunterte. Als Lamennais gegen dieses Gesellschaftsdogma aufzumucken wagte, wurde er vom Staatsanwalt mit der Begründung verurteilt, er wende sich gegen die Worte und das Beispiel Jesu Christi.

Kürzlich wurde gesagt, dass man eine Gesellschaft nach dem Raum beurteilen solle, welche sie ihren Behinderten gibt. Diese Aussage könnte man in diesem Zusammenhang auch auf die Andersdenkenden übertragen. Der Referent zitierte danach verschiedene Philosophen, welche die Religion anklagen, weil sie den ungerechten status quo rechtfertigt, womit sie zum Herz einer herzlosen Welt wird. Sie fordern den Menschen daher auf, sich von den Göttern abzuwenden und im Sinne eines Prometheus die Humanisierung der Gesellschaft selbst in die Hand zu nehmen. Nach Freud müsse er sich vom Vater lösen und in ein feindliches Universum begeben. Doch müsse er die Gesetzmässigkeit des Menschen kennen, damit es ihm nicht wie Ikarus ergehe, welcher auf seinem Höhenflug zur Sonne zuletzt auf die Erde abstürzte. *Der Mensch ist von unten*. Erst nach eingehendem Studium des Schwergewichts konnte er sich in die Lüfte erheben. Diese Erfahrung soll auch seine Geisteshaltung in der Zukunft prägen.

Leben und Tod

J. M. Aubert, Professor an der Universität Strassburg, betrachtete den Menschen aus theologischer Sicht. Die menschliche Person ist eine innere Quelle freier Entscheidungen und bleibt letztlich ein Geheimnis. Ihrem Wesen entgegengesetzt ist jegliche Manipulation. Die Würde der Person ist dazu bestimmt, sich zu entfalten und zu entwickeln. Durch den Gebrauch der Freiheit verkörpern sich Berufung und Verantwortung. Der Mensch ist dazu berufen, in seiner Würde anerkannt zu werden und sich selbst vital zu verschenken, was zu innerem Reichtum und Fortschritt führt. Ausdruck dieses liebenden Bezugs ist die menschliche Sprache. Durch Geben und Nehmen sucht der Mensch nach Freude

und Glück in der Entdeckung von anderen Personen. Zum Austausch muss jeder etwas anderes aufweisen, damit der Aufbruch aus der Einsamkeit oder einer einseitigen Innerlichkeit gelingt. Alles Edle und Grosse in der Welt führt letztlich auf die Liebe Gottes zurück, welche alle Vorstellungen übersteigt. Sie weckt in uns die Sehnsucht, selbst an dieser Liebe teilzunehmen und Gott ähnlich zu werden. Die menschliche Sexualität ist Ausdruck der Liebe und nicht bloss zur Fortpflanzung bestimmt. Sie prägt auch denjenigen Menschen, der auf Sexualität verzichtet. Sie drückt sich auch aus im geistlichen Leben durch Gefühl und Zärtlichkeit bei der Begegnung zweier Fragender (M. Oraison).

Das Leben ist ein Ringen mit der Krankheit und dem Tod. Gott, der Schöpfer, ist Herr über das Leben. Er allein kann es wieder nehmen. Gott hat dem Menschen das Leben geschenkt, damit es Frucht bringe. Daher kann der Mensch nicht beliebig handeln, zum Beispiel durch Schändung der Natur. Andererseits darf der Mensch nicht zum blossen Werkzeug reduziert werden, denn er ist weder Sklave noch Meister Gottes, sondern eine Art Mitschöpfer durch Herz und Verstand. Gemäss seiner göttlichen Ebenbildlichkeit ist er zugleich Verwalter und Nutzniesser des Lebens. Er darf nicht töten, doch soll er den Tod gelassen annehmen, wenn dieser unausweichlich wird.

Der Tod ist ein grosses Ereignis, das seiner Existenz einen Sinn gibt, insofern die Dimension der Ewigkeit darin aufscheint. Auch Leiden und Gebären sind bereits Teilnahme an der Erlösung. Der Christ soll sich dem Leid gegenüber nicht passiv verhalten, sondern es soweit wie möglich als Übel ausschalten. Die Würde des Menschen liegt in der Teilnahme am Leben Gottes selbst, woraus er seine Grösse und Verantwortung für ein ganzes Leben schöpft. Doch wie kann der Geisteskranke in diesen Rahmen einbezogen werden? Wie kann man den kranken Menschen überhaupt christlich definieren? Ein Mensch, der schläft, verliert seine Würde nicht. Auch der Geisteskranke und das Kind von der Befruchtung an haben alle Rechte unabhängig von der Betätigung ihrer Fähigkeiten. Die *Struktur als Geschöpf Gottes* ist entscheidend. Die Unmündigen haben sogar mehr Rechte, weil sie hilflos sind. Behinderung ist Quelle neuer Rechte, besonders von der Gesellschaft aufgenommen zu werden.

Begleitung

A. Gebus, Spitalseelsorger von Brumath, zitierte einige klinische Fälle, wobei er darauf hinwies, dass die pastorelle Be-

gleitung auch als Einführung in das Sakrament dienen kann. Die Einzelbeicht würde sogar in bestimmten Fällen zum Abbau des Schuldkomplexes beitragen (Hemmerle). Bei der pastorellen Begleitung geht es darum, dem Leidenden unsere Freundschaft anzubieten, auch wenn wir ihn nicht von seinem Leiden befreien können. Der Kranke schenkt dem Seelsorger sein Vertrauen und wünscht, dass man für ihn betet. Beim Zuhören braucht es viel Geduld und Aufmerksamkeit, sonst verschliesst sich der Geisteskranke. Das Vertrauen zum Priester ist oft grösser als zum Arzt, weil ersterer keine Akten auszufüllen hat.

Schwester Sabina aus München findet die Betreuung der geistig und seelisch Kranken in den Spitälern für das Pflegepersonal weitaus schwieriger als für den Arzt. Einerseits ist der Pfleger ständig in der Nähe des Patienten und andererseits fehlt es ihm an fundiertem Fachwissen. Dieser Konfrontation versucht der Pfleger in die Verwaltung, die Küche, in Besprechungen, in Überbetreuung und in spezialisierte therapeutische Berufe, die mehr Erfolg versprechen, zu entfliehen. Durch Abwanderung kommen immer sehr junge Kräfte nach, die oft viel Begeisterung mitbringen. Doch fehlt es ihnen an Reife und genügender Belastbarkeit, was zur Enttäuschung führt.

Die Gespräche mit den Kranken zeigen sich als eine anspruchsvolle Aufgabe. Der Erfolg bleibt aus. Der soziale Abstieg des Patienten bis zum Selbstmord wird oft zur Tatsache. Die Kranken machen einem dazu noch Vorwürfe, weil man sie nicht gehen lässt. Vielfach begegnet man dem religiösen Bedürfnis des Kranken mit viel Unverständnis. Es fehlt an der Information über die Möglichkeiten des Patienten, besonders in bezug auf Schonung, Versorgung und Einübung von Lebensvollzügen, die eventuell verloren gegangen sind. Der Einbezug der Angehörigen und der Austausch unter den Betreuern könnte als Entlastung dienen. Persönlich müsste der Pfleger mit seinen Enttäuschungen umgehen lernen und eine streckenweise Begleitung des Kranken schon an sich als Positivum sehen. Die Haltung, welche den Patienten an erster Stelle setzt, wird meist nicht befolgt. Oft lässt man ihn stundenlang warten. Zwecks Forschung und Vorführung vor Studenten bleiben Patienten häufig eine Weile unbehandelt. Die entscheidende Frage ist die, ob wir die Bedürfnisse der Patienten genügend wahrnehmen oder ob wir ihnen unsere Interessen aufdrängen.

Dr. Freymann von Strassburg beschäftigt sich in Theorie und Praxis mit ehemaligen hospitalisierten seelisch Kranken, denen durch einen Aufenthalt im «Über-

gangsheim» die Resozialisierung erleichtert werden soll. Allgemein gilt als Kriterium der Gesundheit, dass der Patient von seinem Wahn befreit ist und er Verantwortung tragen kann. Allerdings gibt es Zwischenstadien, wo bei einem Menschen Wahn und Realitätsbezug zugleich bestehen. Paranoiker können in der Gesellschaft sogar erfolgreich sein. In den Übergangsheimen soll der Patient ermutigt werden, so zu leben, wie die da draussen leben. Resozialisierung ist jedoch nicht immer ein Erfolg, da die Gefahr des sozialen Konformismus besteht. Der Neurotiker versucht mit seiner Vorstellungswelt die unerträgliche Realität zu vergessen, wonach er sein eigenes Lebensritual gestaltet. Er gerät jedoch rasch ins Schwanken oder versinkt in Traurigkeit, sobald die harte Realität diese Wahnvorstellungswelt zerreisst. Es ist für den Arzt oft schwer, das Stadium der Neurose zu beurteilen, da der Neurotiker meist sehr anpassungswillig ist. Er möchte den Erwartungen des Arztes ebenso entsprechen, wie er seinerzeit als Kleinkind den Erwartungen der Mutter entsprochen hat. Daher weiss er sogar in seinem Wahn, was er nicht sagen darf, damit der Arzt mit seinem «Genesungsprozess» zufrieden ist. Am Schluss definierte der Referent den Psychotiker und den Neurotiker. Letzterer entnimmt gewisse Aspekte der Realität, die er für die ganze Realität hält. Beim Psychotiker hingegen schaltet sich ein Phantasma dazwischen, das er auf die Realität überträgt, eigentlich «anklebt».

Ethik

Dr. Zimmermann, Professor für Neuropsychiatrie der Universität Freiburg, befasste sich mit Problemen medizinischer Ethik. Diese stützt sich auf den Eid des Hippokrates, welcher den Arzt für das Wohl des Kranken, den Schutz des Lebens und das Schweigen verpflichtet. Auf keinen Fall darf er dem Patienten schaden. Seine Ehrfurcht vor dem Leben und der Würde des Menschen berücksichtigt keine Standesunterschiede. Dieses Recht auf Behandlung eines jeden hat sich noch nicht überall durchgesetzt. So sind in Indien die Schwachen, Siechen und Feinde in der Not sich selbst überlassen. Die Hilfe an jedem Kranken ist wohl auch ein besonderes Verdienst des Christentums, wie das im Beispiel vom «Barmherzigen Samariter» so schön dargestellt wird. Aber auch die Klostermedizin im Mittelalter hat nicht nur Anleitung zur rechten Lebensführung, sondern auch zur Krankenbetreuung gegeben. Die Pflegeorden nahmen sich der Spitäler an.

Als die Medizin sich immer mehr als selbständige Wissenschaft profilierte,

brachte sie einerseits Fortschritt, andererseits verlor sie die Verbindung zum Kranken. Im Dritten Reich artete die Vergötterung der Medizin in Menschenverachtung aus, wie dies bei der Tötung von Kindern und «unwerten Lebens» so entsetzlich zum Ausdruck kam. Und doch war dies nichts anderes als die Konsequenz eines sozialen Darwinismus, der den Menschen nach seiner Funktionstüchtigkeit bewertet, den Einsatz von Pflegepersonal für dieses «unnütze Menschenmaterial» als Luxus betrachtet und den Arzt zum Mörder verwandelt hat.

Heute versucht man erneut, sich ethisch auf die Forschung zu besinnen. Die medizinische Ethik befasst sich mit Fragen, wie dem Eingriff an Erbgut, dem Freiheitsentzug des Kranken usw. Man soll der Verführungsmacht des Wissens durch die Ethik standhalten, indem man sich mehr an der Humanität als an der Biologie orientiert. Die Entpersönlichung ärztlichen Handelns macht Krankenhäuser zu menschlichen Reparaturwerkstätten, wo nicht der leidende Mensch behandelt, sondern der betriebsgestörte Mensch geflickt wird. Der Arzt ist zum Bioingenieur degradiert und nicht mehr Zeuge, welcher die Not wendet. Der Kranke als Person ist insofern gefährdet, als man nur noch die interessante «Maschine Mensch» als biochemische Ablaufsstätte und Messdatenobjekt gelten lässt. Dass das subjektive Krankheitsgefühl, das Durchstehen von Angst in Grenzsituationen, zum grössten Erlebnis des Lebens werden kann, ist der Naturwissenschaft fremd. Der Arzt sollte den Kranken nicht nur als lebendes Wesen, sondern als erlebendes Wesen erfahren, um ein wahrer Gefährte zu sein auch dann, wenn der Patient dem Tode entgegengeht. Somit ist der Arzt nie am Ende seiner Kunst, sondern bis zuletzt Therapeut, Diener.

Anthropologie

Dr. Bour, Chefarzt von Dijon, zeigte die psychologischen Grundlagen einer christlichen Anthropologie auf. Der Referent erinnerte daran, dass die Ethik Christi eine Ethik der Freiheit ist, welche sich in der Bindung (religio) des Menschen zu Gott realisiert. In diesem Prozess der Menschwerdung gilt es, die Kräfte des Unbewussten zu bewältigen. Sie können in drei Hauptfunktionen aufgeteilt werden: der «ambitio», der « attractio » und der « aggressio ». Diese Kräfte werden durch das Ja und das Nein des Menschen humanisiert. Damit will der Jüngling sein Überich überwinden und abbauen. Sein Leben nimmt er selbst in die Hand, indem er entscheidet, was er aufnehmen und was er ausstossen möchte.

Die «ambitio» ist die unbewusste Tendenz zur Entfaltung und zum Herrschen. Eine fehlgeleitete «ambitio» führt zu Grössenwahn, Verfolgungsangst (paranoia) und Egozentrismus. Es geht also im Sinne Montaignes darum, uns selbst zu beherrschen und im Zügel zu haben, frei von jeglichem Wahn durch die nüchterne Erkenntnis, dass man auch auf dem höchsten Thron der Welt immer nur auf seinem Hintern sitzt. Jesus weist immer wieder darauf hin, dass dieses äusserliche Streben nach Macht gerade zum Selbstverlust führt, indem der Mensch die Welt gewinnen will und die Seele verliert. Auf dem Weg der Liebe hingegen will man nichts mehr für die eigene Ehre. Die Vollendung der «ambitio» liegt darin, dass man den letzten Platz einnimmt und sich zur Fusswaschung bereitet.

Die «attractio» ist die Neigung, sich von einem bestimmten «Objekt» bewegen zu lassen, angezogen zu werden, wie das zwischen Mutter und Kind und bei zwei Liebespartnern geschieht. Die «attractio» wird oft begleitet von der Furcht, die eigene Freiheit zu verlieren. Entweder ist es die berechnete Angst, vom Partner zum Objekt gemacht zu werden, oder – wie Goethe es schildert – ist es der Widerstand des legitim sterbenden Ichs, welcher die aufblühende Liebe begleitet. Die erste Auseinandersetzung dient der gegenseitigen Abgrenzung in der Anerkennung des andern durch den engen Weg des Vertrauens. Wenn ich liebe, finde ich mich in ihm, weil er mich wieder liebt (F. v. Bader).

Die «aggressio» wird oft nur negativ im Sinne von Gewalttätigkeit und Grausamkeit aufgefasst. Im positiven Sinn ist die «aggressio» die Tendenz, das Leben zu verbreiten, sich in der Kunst auszudrücken, sie kann sogar zur Heldentat führen. Die «aggressio» widerspricht keineswegs dem biblischen Gebot der Sanftmut, da man gerade hier der Kraft zum Durchhalten bedarf. Die Versuchung liegt höchstens darin, dass man sich zur Gewalt gegen sich oder gegen andere verleiten lässt. Das ist das eigentliche Übel, welches wir in der Busse zu korrigieren suchen und dabei lernen, mit unseren Leidenschaften geduldig und bescheiden umzugehen. Wir werden aber auch dafür sensibilisiert, dass, wenn einer mit sich selbst Lärm macht, aus tiefstem Herzen um Hilfe ruft.

Helfer und Hilfe

Dr. Frings von Freiburg sprach über das Thema: «Der Mensch für andere Menschen.» Heute fragt man sich oft, was man für den anderen tun kann. Wichtiger wäre die Frage, was man für den anderen *sein*

kann. Man glaubt eben, dass man nur eine bestimmte Wissenschaft und ihre Methode zu beherrschen braucht, damit das gute Ergebnis sich schon einstellt. Die Methode soll zwar Hilfe sein, darf sich aber nicht als trennende Wand zwischen dem Helfer und dem Betreuten stellen. Es wäre unrealistisch zu glauben, auf echte Wissenschaft verzichten zu können. Aber der Hilfsuchende darf nicht die Erfahrung machen müssen, einem Organisationsapparat ausgeliefert zu sein, anstatt Helfern mit persönlichem Profil begegnen zu dürfen. Der Helfer soll den Kranken zunächst einmal sich selber sein lassen und gleichzeitig klare Weisungen geben, indem er im Kranken Selbstverantwortung weckt, soweit dieser es seelisch verkräften kann.

Diese Hilfe darf nicht nur rein intellektuell bleiben, sondern muss von echter Gefühlstiefe geprägt sein, wobei das Wort gilt: «Nähe ist nur auf Distanz möglich». Es geht um das rechte Mittelmass zwischen notwendiger persönlicher Zuwendung und objektiver Einstellung. Wichtig ist für den andern einfach da-zu-sein. Gerade dem Unheilbaren wird die ehrliche Ausstrahlung des Helfers zur Medizin, die dem Kranken Sinn aufzeigt und auf Gott weist. Auch der Helfer selbst wird durch den Kranken beschenkt. Jener muss aber immer neu die innere Ordnung in sich pflegen, damit er anderen Ordnung vermitteln kann. Es ist daher gut, wenn die Helfenden sich gegenseitig auf diesem Weg bestärken nach der Weisung von Søren Kierkegaard: «Der Helfer ist die Hilfe.»

Auch Professor Barbotin von der Universität in Strassburg betonte, dass eine der charakteristischen Tendenzen unserer Zeit die Abwendung vom empirischen Götzen ist. Der moderne Mensch ist vom Positivismus enttäuscht, weil dieser seine Verheissung, alle menschlichen Fragen zu lösen, nicht erfüllt hat. Der Scientismus kerkert den Menschen in das Erforschbare ein, er wird seiner Innerlichkeit beraubt und bleibt am Boden haften. Der Scientismus prägt aber auch die Ideologien der Massen, welche Freiheit und persönliche Verantwortung als Illusion betrachten. Der absoluten Norm beraubt wird der Mensch zum Objekt, was den Glauben an den Tod Gottes und den Tod des Menschen zur Folge hat. Der Mensch sehnt sich über die erfahrungsmässigen Güter hinaus und fühlt sich durch die Herrschaft der Wissenschaft betrogen, weil diese eine Eiszeit in die Menschheitsgeschichte ausbrechen liess. Angst und Unsicherheit sind besonders in den Städten verbreitet, wo die Medien alles Ängstigende in die Geborgenheit der Familie übermitteln. Die Möglichkeit des Menschenelbstmordes verdanken wir unserem

Fortschritt-Götzen, der seine Anbeter verzehrt.

Doch der Lebenswille sucht neue Hoffnung. Diese prägt sich zum Beispiel im heutigen Reiseverkehr aus, wo der einzelne sich selbst in jedem Menschen erkennen lernen kann. Aber auch hier darf er nicht einer Konsumhaltung verfallen, welche den Menschen im Menschen zu ersticken droht. Diesen Mangel an Geborgenheit und Familie drückt ein Jugendlicher wie folgt aus: «Ich bitte dich nicht um Geld, Kleidung oder Nahrung, sondern um Liebe.» Daher sollten Krankenpfleger nicht nur Fürsorge, sondern auch Lebensfreude ausstrahlen, damit der eigentliche Schmerz, die Heimatlosigkeit, gelindert wird. Das Zeugnis, durch das, was man ist und woran man glaubt, ist mehr Wert als alle therapeutischen Handlungen.

Spitalseelsorge

Dr. Mayer-Scheu von Heidelberg entwarf einige Gedanken zur Ausbildung des Spitalseelsorgers. Heute besteht die verbreitete Einstellung, dass wegen der Entwicklung der Medizin das Leistungsprinzip auch im Krankenhaus dominieren müsse. Der Mensch wird nicht nur zum Gegenstand von Apparaten, Medikamenten und Therapien. Ausserdem schliesst man ihn aus dem Kreis der Angehörigen und übergibt ihn dem Kreis der Therapeuten. Diese sollen ihn nun bewahren, einschränken und Verantwortung für ihn übernehmen. Ihr Anspruch zum Dienen lässt den Kranken kaum zum Partner werden. Dies kann bis zur Entmündigung führen, weil man bei aller Aktivität *für* den andern unfähig ist, *mit* dem Leidenden im Leid zu kommunizieren und die Sprache des Kranken zu sprechen. Man soll den Geistesgestörten auch dann ernst nehmen, wenn er einem in seinem Wahn zum Apostel macht, indem man akzeptiert, dass der andere in einer anderen Welt lebt. Geben ist zwar seliger als nehmen, doch ist die Selbstliebe gleichwertig mit der Nächstenliebe. Daher sollen wir lernen, vom Kranken zu empfangen und zu versuchen, die Botschaften des andern zu entschlüsseln.

Oft steht der Leidende den tiefen Wahrheiten und religiösen Erfahrungen näher als wir, woran wir partizipieren können. Für unser Verhalten könnte man folgende Maxime festlegen: «Gibst du dem andern mehr als er braucht, dann bist du sein Mörder. Gibst du ihm weniger, dann bist du sein Dieb» (Ruth C. Cohn). Wir gehen folglich den Weg gemeinsam, ohne vorauszuweichen oder hintennachzuhinken. Es ist hier wohl auch zu erwähnen, dass jegliche Proselytenmacherei durch Drohbotschaften des Seelsorgers völlig unwürdig ist. Für

den Seelsorger geht es darum, sein Handeln aus dem Handeln Jesu zu begründen.

In der Apologetik wird immer wieder gefragt, ob etwas in der Bibel ein Wunder war oder nicht. Dabei wird übersehen, wie Jesus mit dem Kranken umgeht. Jesus hat *geheilt* und nicht Kranke behandelt. Dies geschah mit deutlichen Zeichenhandlungen, aber keinen Heilstechniken. Den Kranken und den Sündern begegnete Jesus in gleicher Weise. Es ging ihm nicht in erster Linie um die Beseitigung von Krankheiten, sondern um die Verkündigung des Reiches Gottes. Dabei wollte er sich dem Leidenden und Ausgesonderten konkret zuwenden. Er liess sich von Aussätzigen berühren, was ihn gesetzeslos machte. Er fasste den wunden Punkt an, indem er mit dem Sünder und Kranken solidarisch wurde und dieselbe Blickrichtung mit ihm teilte. Jesus musste in die Augen der Gerechten sehen, welche den Sünder mit Recht verurteilten. Er liess den Ausgestossenen wieder einen Platz einnehmen und suchte die Auseinandersetzung mit dem Gerechten und nicht mit dem Sünder. Es ging ihm nicht mehr um die Sünde des Sünders, die für alle offensichtlich ist, sondern um die verborgene Sünde des Gerechten, der auf den Ausgesonderten mit dem Finger zeigt. Gerade diese möchte Jesus aufnehmen, und er bricht sogar das Gesetz, sofern dies ein Hindernis ist.

Nicht immer erreicht Jesus das tiefere Ziel seiner Heilung. Das scheint beim Blinden von Bethesda (Joh 5) der Fall zu sein, als er gegenüber den Pharisäern die Verantwortung für seine Sabbat-Heilung auf Jesus abschiebt. Vor dieser Haltung warnt Jesus, wenn er zu ihm sagt: «Sündige nicht mehr, damit dir nicht etwas Schlimmeres widerfährt.» Nicht durch Gesetzesübertretung, sondern durch den Verlust der eigenen Mitte sündigt der Mensch. Jesus will, dass der Kranke selbst Verantwortung trägt, das heisst eine Antwort auf den Anruf Gottes gibt.

Aus dem Handeln Jesu ergeben sich für den Therapeuten folgende Konsequenzen: Zur Überwindung der Aussonderung soll man die Möglichkeit zur echten menschlichen Begegnung mit dem psychisch Gestörten nutzen. Leider ist dies nicht der Fall, wenn noch heute die Patienten auf den Universitäten blossgestellt und ausgebeutet werden. Oft ist das Spiel der Ausnutzung gegenseitig, indem der Kranke durch seine Leiden an die Umgebung Allmachtsansprüche stellt. So ist in der Familie nicht der Kranke der eigentlich Leidende. Eine solche Herrschaft muss gedämpft werden. In der Familientherapie soll man die Eigenverantwortung in kleinen Schritten herausstellen, indem der Therapeut sich

dort überflüssig macht, wo der Kranke selbständig ist. Nur behandeln bringt den Kranken in Abhängigkeit und macht den Therapeuten zum Götzen. Gott selbst ist für den reifen Menschen nicht der Allesmacher, sondern *der mitgehende Gott*. Im Alten Testament vertraut David auf den mitgehenden Gott, als er den Stein gegen den Riesen Goliath schleudert. Dieses Gottesbild muss in uns Fleisch werden bei unserer Haltung gegenüber dem Kranken.

Unsere menschliche Echtheit besteht in einer dynamischen Balance, welche zugleich gibt und nimmt, stark und schwach ist. Wir müssen dem Kranken sagen, wenn er uns schwach macht. Der Leidende entwickelt dabei Initiative, denn er möchte ja den Therapeuten nicht verlieren. Die dynamische Balance wirkt sich im Glauben durch Festhalten und Loslassen aus. Einerseits fühlen wir uns verankert in der Treue Gottes, wenn wir uns an ihm festklammern, andererseits lassen wir uns los, wenn wir zum Wagnis aufbrechen oder schon das Kind ermutigen, dass es alleine laufen soll. Solche Haltungen kann man lernen, indem man seine Erfahrungen in der Therapeuten-Gruppe reflektiert. Ängste, Gefühle und Abwehrmechanismen sollen geäußert werden. Der Seelsorger ist ein Teil des therapeutischen Teams, welches den Kranken schützt und respektiert. Nicht nur die Methode, sondern die ganzheitliche Haltung ist entscheidend. Dazu gehört, dass die Arbeit nicht bloss an der Rolle, sondern auch an der Identität des Therapeuten geschieht.

Ulrich Ghisler

Neue Bücher

Spielregeln des Lebens

Vielbeschäftigten Seelsorgern und interessierten Laien, denen wenig Zeit und vor allem wenig Kraft und Lust zur Lektüre sprachlich schwer verdaulicher und umfangreicher Fachliteratur bleibt, wird die neue Reihe «Spielregeln des Lebens», erscheinend in Kleinbänden von 55–65 Seiten, herausgegeben von den Moraltheologen Franz Furger und Hans Rotter, eine willkommene Hilfe sein, die sich auch für den Schriftenstand anbietet¹.

Wenn der Innsbrucker Ordinarius für Moraltheologie, Hans Rotter, mit dem Titel «Normen zur Freiheit» beginnt, wittern kritische Leser zu Unrecht gleich den Berufs-Moralisten, der ideologisch Normen als Freiheitsartikel verkauft, wo sie doch

offensichtlich eigene Freiheit einschränken. Das Anliegen Rotters ist wirklich die Freiheit als Selbstbestimmung, die nun freilich gegen das gängige individualistische Verständnis der Freiheit im Sinne von Ungebundenheit abgegrenzt werden muss. Sinnvoll verwirklichte Freiheit gibt es nur durch Selbstbindung an sinnvolle Ziele und durch Eingliederung in die menschliche Gesellschaft. So ist ein echtes Miteinander im Sinne gemeinsamer Wertverwirklichung ohne Normen nicht möglich. Darüber wird man sich bald einigen können. Wie stehts aber mit dem Verpflichtungscharakter und der Wandelbarkeit von Normen? Wie soll man sich im heutigen Normenpluralismus orientieren? Jesus und der Kirche kommt da besondere Richtungsfunktion zu. Eigens bedacht wird die Spannung zwischen Freiheit und Autorität, Freiheit und Strafe sowie die Frage, wie weit sich «Wille Gottes» und menschliche Freiheit vertragen.

Franz Furger befasst sich im Bändchen «Nur die Wahrheit» mit Wahrhaftigkeit und Lüge. Obwohl die Notwendigkeit der Wahrhaftigkeit als Grundlage für Gemeinschaft und Kommunikation klar ist und sich nach wie vor ungebrochener Wertschätzung als Tugend erfreut, ist trotzdem nicht zum vornherein klar, was nun als Lüge im verwerflichen Sinne zu gelten hat, von Vertragsbruch, Verleumdung und falschem Zeugnis einmal abgesehen. Aber die traditionell übliche Gleichsetzung der Lüge mit der Falschaussage bzw. mit direkter Täuschung liess und lässt sich nicht durchhalten, wenn man Richtigkeit nicht auf Kosten anderer Güter verabsolutieren will. Das mitmenschliche Bezugsfeld, worin Sachinformation gefragt ist, muss mitbedacht werden.

So ist Lüge die bewusst auf Täuschung angelegte Falschaussage gegenüber jenen, die ein Anrecht auf Wahrheit hätten. Wie die Wahrheit ist auch die Lüge etwas je und je neu entstehendes. Dem wird etwas nachgegangen im Blick auf den Alltag mit seinen vielen zu leicht genommenen Lügen, im Blick auf totalitäre Staaten, den Beruf, die Werbung, die Kranken, den Eid und das Gelübde. Das ansprechende Bändchen schliesst mit Überlegungen zur Wahrhaftigkeit als Grundhaltung.

Kurt Kochs Beitrag «Sterbehilfe» ist ein vorbildlicher kleiner Traktat, zugleich eine gelungene Zusammenfassung des im Buch «Verfügbares Leben?» (Bern 1978) zum Thema Gesagten. Die moderne Medizin hat den Tod manipulierbar gemacht; von

¹ Besprochen werden hier die ersten vier Bändchen der Reihe «Spielregeln des Lebens», erschienen beim Kanisius Verlag Freiburg Schweiz und St. Gabriel Mödling bei Wien im Jahre 1980.

der gesellschaftlich «produktiven» Einstellung zum Leben her werden Leiden und Sterben verdrängt – letzteres eine heute nicht mehr ganz unwidersprochene These. Zu Recht allerdings wird beidem aus christlicher Perspektive die Geschenktheit, der Dienstcharakter, die Endlichkeit, die grundsätzliche Würde menschlichen Lebens auch in Behinderung, Leiden und Sterben gegenübergestellt, was einerseits die Rede vom «lebensunwerten Leben», andererseits absolute Verfügbarkeit des Lebens ausschliesst. Allerdings erscheint dann die Grenze zwischen erlaubter «passiver» und unerlaubter «aktiver», das heisst gezielter und gewollter Euthanasie oder Sterbe(nach)hilfe nicht mehr immer so einfach bestimmbar.

Günter Virt gelingt mit «Sucht und Flucht» eine sehr informative wie hilfreiche Einführung in die vielfältige Suchtproblematik, wobei die Aufmerksamkeit besonders dem Alkohol, dem Medikamentenmissbrauch und der Drogenabhängigkeit im engeren Sinne gilt. Der Leser erhält kurz und verständlich Einblick in die Arten und Wirkweisen der Drogen und ihre Folgen sowie in Therapieversuche und in ver-

schiedene Ursachen süchtigen Verhaltens bei Jugendlichen und Erwachsenen. Da die Suchtmittel erfahrungsgemäss über kurz oder lang – gewöhnlich ersteres – das Gegenteil von dem einbringen, was man als gut in ihnen sucht, ist das Problem weniger ein ethisches als vielmehr dies, wie man einerseits der Sucht vorbeugen und andererseits den Süchtigen helfen kann. Verantwortlich sind nicht nur die Eltern, Schule, Staat und Kirche, sondern auch die Betroffenen selbst. Dieses Büchlein sei Seelsorgern, Eltern und reiferen Jugendlichen sehr empfohlen; es ist in geglückter Verbindung Information, geistige Auseinandersetzung und Lebenshilfe zugleich.

Es bleibt zu hoffen, dass auch die folgenden Bändchen² der «Spielregeln des Lebens» ebenfalls oder noch stärker den Akzent auf die Lebenshilfe legen, damit sich das Programm bewahrheitet, dass Normen der Freiheit dienen wollen und können.

Hans Halter

² Neu angezeigt sind: *Franz Furger, Bewaffnet gewaltlos? Adran Holderegger, Stärker als das Leben – der Suizid. Hubert Windisch, Kompromisse um der Liebe willen?*

Priester geweiht. Er wirkte als Administrator in Montsevelier von 1935–1936 und als Vikar in Delémont von 1936–1947. 1947 wurde er Direktor der Mission française in Zürich. Auch nach seiner Resignation 1969 blieb er in Zürich. Er starb am 26. August 1981 und wurde am 31. August 1981 auf dem Friedhof Enzenbühl in Zürich beerdigt.

Flury Josef, Pfarrer, Grindel

Josef Flury wurde am 24. Dezember 1905 in Solothurn geboren und am 29. Juni 1940 zum Priester geweiht. Er wirkte als Hausgeistlicher in Luthern-Bad (1940–1942), als Vikar in Gretzenbach (1942–1944), in Bettlach (1944–1948) und als Pfarrer seit 1948 in Grindel. Er starb am 1. September 1981 und wurde am 4. September 1981 in Grindel beerdigt.

Stellenausschreibung

Das Pfarrhaus *Roggenburg* (BE) kann einem Resignaten zur Verfügung gestellt werden. Auskunft bezüglich Übernahme von Aufgaben erteilt das Personalamt. Interessenten melden sich bis zum 29. September 1981 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Adress - Änderungen

Aldo Porta, bisher Pfarrer von Mettau, geht vorübergehend als Kaplan nach Böttstein.

Alfons Wehrli, alt Pfarrer, bisher in Amriswil, übersiedelt nach Erlen, von wo aus er gerne bereit ist, Aushilfen zu übernehmen (8586 Erlen, Auwiesen 1, Telefon 072-48 12 41).

Bistum Chur

Ausschreibungen

Infolge Demission und Wechsel werden die beiden Pfarreien

– *Urdorf* und

– *Herrliberg*

zur Wiederbesetzung ausgeschrieben.

Interessenten mögen sich bitte bis zum 1. Oktober 1981 melden bei der Personal-kommission des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Bettagsopfer der Inländischen Mission

Dem erneuten Fortschritt, den das letztjährige Sammelergebnis von annähernd 2½ Mio. (Vorjahr 2¼), Vergabungen inbegriffen, aufzuweisen hatte, steht zwar in Form der Teuerung ein ernstzunehmender Konkurrenz-Faktor gegenüber. Dies schmälert jedoch in keiner Weise die Tiefe unserer Dankbarkeit für alle konfraternellen grossen Bemühungen in der wirksamen Wegbereitung, unter rechtzeitiger Zuhilfenahme des Pfarrblattes, der Jahresberichte, der Klein-Plakate und schliesslich der Kanzel.

Besonderes Vergelt's Gott allen, die sich, der Bedeutung dieser Sammlung bewusst, zur Verwendung der Täschli, ja selbst zur Haus-Kollekte entschlossen konnten.

Dass gerade die namhaftesten Vergabungen (bzw. Rentenabkommen) von geistlicher Seite her kamen, hat uns besonders berührt.

Mitcinbezogen in diesen Dank sei daneben doch auch der bewundernswerte Anklang, den die uns nahestehende Priester-Solidarität gefunden hat, die über das hinaus, was die IM zu tun vermag, einen gewissen Besoldungs-*Ausgleich* bezweckt.

Bis die bedürftigen Stammlandpfarreien (Bergpfarreien) realisierten, dass nach Wegfall der Hilfe für die Zürcher Diaspora nun auch sie Gesuche einreichen konnten, bedurfte es einer gewissen «Anlaufzeit». Jetzt braucht sich die IM über mangelnden Gesuchseingang wahrlich nicht zu beklagen und wäre glücklich, all den Hoffnungen etwas grosszügiger begegnen zu können. Um so grösser ist ihre Dankbarkeit für jede mitbrüderlich engagierte Mithilfe zu einer möglichst erfolgreichen Kollekte 1981. Herzliches Vergelt's Gott!

Für die Inländische Mission der Schweizer Katholiken:

Robert Reinle

Bistum Basel

Im Herrn verschieden

Joliat Henri, Resignat, Zürich

Henri Joliat wurde am 15. Mai 1907 in Corban geboren und am 7. Juli 1935 zum

Verstorbene

Ignaz Maria Küttel, Kaplan, Gormund

Ignaz Maria Küttel, Kaplan bei der Wallfahrtskapelle Gormund, starb am 23. Februar 1981 im 85. Altersjahr. Am 20. Mai 1896 wurde er auf dem Bauernhof Althof in Ebikon geboren. In der weisen christlichen Führung seiner Eltern und seiner Tante, Frau Mutter im Kloster Gerlisberg, ist wohl der frühe Entschluss, Priester und Missionar zu werden, grundgelegt. Sein Gymnasialstudium wurde durch den Militärdienst im Ersten Weltkrieg öfters unterbrochen, aber mit umso grösserem Eifer widmete er sich nachher den philosophischen und theologischen Studien an den Universitäten Freiburg und Würzburg. 1923 zum Priester geweiht, drängte ihm sein missionarisches Herz, in Afrika mit unermüdlichem Eifer und grosser Begeisterung das Reich Christi auszubreiten und in den Herzen der Afrikaner zu vertiefen. Krank und aufgebraucht kehrte er 1934 in die Heimat zurück. Zunächst wurde ihm die Kaplanei Hellbühl anvertraut und nach 5 Jahren die Kuratkaplanei Müswangen. Die religiöse Betreuung der Internierten im dortigen Arbeits- und Interniertenlager brachte ihm später zusätzliche Seelsorgsarbeit.

Als er 1954 zum Kaplan an die Wallfahrtskirche Gormund berufen wurde, erfüllte sich ihm ein stiller Herzenswunsch. Seine Verehrung zur Muttergottes konnte er in diesem stillen Heiligtum persönlich pflegen, um dann aus vollem Herzen seine Betrachtungen an die vielen Pilger und Gläubigen weiterzugeben. Auch zahlreichen Brautpaaren und Hochzeitsgesellschaften vermochte er lebensbestimmende Gottesworte mit ins Leben zu geben. Nach 27jähriger Tätigkeit als Wallfahrtspriester verliessen ihn die Kräfte zusehends. Trotz seines Arbeitswillens und der vorbildlichen Hilfe seiner Haushälterin Fräulein Martha Müller musste er sich doch noch in ein Pflegeheim anmelden, aber der Herr selbst rief ihn vorher zu sich, dass er von seinem geliebten Gormund nicht mehr wegzügelte musste. Sein priesterlicher Bruder Pater Julius Küttel SMB, der als 80jähriger Missionar noch tatkräftig in Kolumbien wirkt, besuchte ihn noch im Heimaturlaub einige Monate vor seinem Tode. Wenn Jesus Christus zwei Brüder aus einer Familie beruft, so wissen wir nicht recht, welchem Brüderpaar sie näher stehen, dem Petrus und Andreas oder dem Jakobus und Johannes, aber der Herr weiss es, und wir hoffen zuversichtlich, dass er ihnen die Krone des Lebens schenken werden.

Anton Bossart

Neue Bücher

Die Ausbildung von Mitarbeitern im Kindergottesdienst

Immer mehr gewinnt der Kindergottesdienst in der Pastoral unserer Kirche seinen festen Platz. Die grosse Zahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in diesen Liturgiefiern für die Kleinen ist dafür ein beredtes Zeugnis. Auch viele neuere Publikationen weisen darauf hin.

Katholische Heime in der Schweiz

Mit dem Schulheim Rodtegg, einer Schule für körperbehinderte Kinder aus den Kantonen Uri, Schwyz, Obwalden, Nidwalden, Luzern und Zug, schliessen wir unsere Reihe «Katholische Heime in der Schweiz» ab. Wir hatten damit versucht, in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Katholischen Anstalten-Verband SKAV einen repräsentativen Querschnitt durch seine Mitgliedschaft zu bieten und deshalb alle in ihm vertretenen Heimtypen und Regionen zu berücksichtigen. Dieser Versuch ist nicht so gelungen, wie er geplant war, weil mehrere für die Reihe vorgesehene SKAV-Mitglieder uns trotz Unterstützung unseres Planes von seiten der SKAV keine Unterlagen zur Verfügung gestellt hatten. Dafür dürfte es verschiedene Gründe geben, die hier nicht zu erörtern sind. Bemerkenswert ist immerhin, dass manche Mitglieder des SKAV mit der Bezeichnung «Heim» oder mit der Bestimmung «katholisch» Mühe haben und im SKAV vorwiegend oder nur mehr die wirtschaftliche Selbsthilfeorganisation von Grossverbrauchern sehen.

In den letzten Jahren wurde immer häufiger gegen die Heimerziehung im allgemeinen und die Sonderschulung im besonderen Vorbehalte laut. Damit musste sich auch das Schulheim Rodtegg auseinandersetzen, zumal es ein neues Heim ist, das erst am 21. Mai 1981 eingeweiht wurde (Architekt

war Otto Schärli und sein Team). Der Leiter des Schulheims, Roman Steinmann, versteht die Zurückhaltung, wenn es um leichter behinderte Kinder geht, hält sie aber für fragwürdig, «wenn schwerst behinderte Kinder betreut werden müssen. Diese werden auch in Zukunft auf die sorgfältige, leistungsfähige und individuelle Betreuung angewiesen sein. Dies ist die Chance der Schule für Körperbehinderte. Nachfolgend eine Reihe von Kriterien, die es als richtig erscheinen lassen, eine Sonderschule auch in Zukunft zu führen: 1. Die Schule für Körperbehinderte vermittelt dem Kind in besonderem Masse Erfolgserlebnisse. 2. Es ist ein enger Kontakt zwischen Lehrern, Erziehern, Therapeuten einerseits und zum behinderten Kind andererseits möglich. 3. Extremer Leistungsdruck fällt weg oder kann angemessen reduziert werden. 4. Es kann eine fruchtbare und angemessene Wettbewerbssituation geschaffen werden. 5. Das Lerntempo kann den besonderen Bedürfnissen des behinderten Kindes angepasst werden. 6. Die Aufgabenstellung kann in individueller Weise vorgenommen werden. 7. Für den Schüler kann eine gute und sichere Grundstimmung Ausgangslage für eine positive Bewältigung seiner Probleme und Konflikte sein. 8. Die Schul- und Klassenorganisation kann in freier und stufengerechter Weise vorgenommen werden. 9. Das Kind kann von der Situation ausgehen: Was von mir erwartet wird, das kann ich auch!»

Redaktion

Schaut man sich aber auf dem Büchermarkt etwas um, fällt auf, dass es zwar manches an pastoral-liturgischer Grundlagenliteratur gibt und auch gute Modelle für Kindergottesdienste und -predigten zur Verfügung stehen, jedoch nur dürftige Handreichungen zu finden sind, die die Ausbildung der Gottesdienstmitarbeiter selber anregen und ermöglichen.

Diese Lücke haben die beiden Autoren mit ihrem Werkbuch «Kinder- und Familiengottesdienst»¹ in sehr ansprechender, vielseitiger und theologisch fundierter Weise zu schliessen versucht. Gerhard A. Rummel, geb. 1944, ist Professor an der Katholischen Fachhochschule Freiburg, Leopold Haerst, geb. 1949, Diplomtheologe, ist Referent für Gemeindekatechese beim Deutschen Katecheten-Verein, München.

Das Buch ist als Arbeitshilfe zu einem Ausbildungskurs für Mitarbeiter/innen im Kindergottesdienst konzipiert. Es ist gegliedert in einen theologischen Lehrteil, der wichtige Informationen zur Situation des Kinder- und Familiengottesdienstes sowie pastoraltheologische und liturgische Sachelemente enthält, die für Leiter und Teilnehmer gleicherweise unentbehrlich sind. Der zweite Teil bietet verschiedene Bausteine für zwei alternative Kursmodelle an. Das «Werkstattseminar» ist durch seine Schwerpunktsetzung auf Vermittlung von Grundlagen in erster Linie zur intensiven Ausbildung von neuen Mit-

arbeitern geeignet. Es umfasst vier Einheiten (Kursabende) und einen Werkstattnachmittag. Die «Gesprächsreihe» ist besonders zur Fortbildung von Mitarbeitern gedacht (drei Abende und ein Sonntagvormittag). Eine Synopse der Modelle zeigt, wie die Elemente der beiden Kurse kombinierbar sind. Überhaupt wird es gut sein, den Kursverlauf den konkreten Bedingungen einer Pfarrei anzupassen. Der dritte Teil enthält Materialien, die im Kursverlauf selbst Verwendung finden könnten, sowie einen wertvollen Beitrag von Gertrud Weiniger zum Thema: Lied und Musik im Kindergottesdienst. Die Arbeitshilfe ist so angelegt, dass als Träger der Kurse die Pfarrei oder ein Pfarrverband in Frage kommt.

Wer Laien für die Mitarbeit bei Liturgiefiern mit Kindern heranbilden möchte, findet im vorliegenden Werkbuch ein praxisbezogenes, brauchbares Kurskonzept. Mich besticht dabei besonders, dass es den Autoren gelungen ist, mehr als nur ein rein sachliches Ausbildungsprogramm anzulegen, das den Teilnehmern bloss vertieftes Wissen und ausgefeilte Techniken für die Durchführung von Kindergottesdiensten vermittelt. Die Arbeitshilfe könnte für die Kursteilnehmer zu einem Anstoss werden, ihr Tun, zusammen mit andern Mitarbeitern, im Blick auf ihr Christsein neu zu überlegen, zu deuten und zu entfalten.

Kurz gesagt: Ein erfreuliches Buch, das aber erst Leben gewinnt, wenn sein Anliegen auch gewagt wird.

Hans Knüsel

¹ Gerhard A. Rummel, Leopold Haerst, Kinder- und Familiengottesdienst. Kurs zur Ausbildung von Mitarbeitern im Kindergottesdienst, Kösel Verlag/Benziger Verlag, 1981 (Reihe: Praxis der Gemeindekatechese. Herausgeber: Deutscher Katecheten-Verein, München).

Wortgottesdienste

Hugo Aufderbeck, Wortgottesdienste. Kommunionfeiern am Sonntag. Mit einem Geleitwort von Erzbischof Karl Berg und einer Einführung von Philipp Harnoncourt, Verlag Styria, Graz 1979, XVI + 327 Seiten.

In diesem Jahrzehnt wird in unserem Land der Priestermangel bekanntlich rasch ansteigen. Wir werden uns vermehrt mit der Frage der priesterlosen Sonntagsgottesdienste auseinandersetzen müssen. Es ist sicher wertvoll, wenn wir dabei auf Erfahrungen anderer Ortskirchen zurückgreifen können. Der vom kürzlich in Erfurt verstorbenen Bischof Aufderbeck herausgegebene Band «Wortgottesdienste» macht uns auf die längst eingebürgerte Praxis von priesterlosen Gottesdiensten in der DDR aufmerksam.

Das Buch enthält neben den Gottesdienstmodellen für das ganze Kirchenjahr eine ausführliche pastorale Einführung. Dazu kommt in der österreichischen Lizenzausgabe eine Einführung von Ph. Harnoncourt, die wertvolle Informationen zu Geschichte und Konzeption dieser sonntäglichen Kommunionfeiern in der DDR vermittelt.

Die Diasporasituation in der DDR bringt mit sich, dass in vielen weit verstreuten Aussenstationen am Sonntag keine regelmässige Eucharistiefeier gehalten werden kann. Seit mehr als dreissig Jahren finden dort priesterlose «Stationsgottesdienste» statt, die seit 1965 als Kommunionfeiern gestaltet werden.

Die Konzeption dieser Gottesdienste geht davon aus, dass der Sonntag als Urfeiertag der Christenheit ein «wichtiger Stützpunkt christlichen und gemeindlichen Lebens» (S. 5) ist. Die sonntägliche Versammlung ist besonders für den Zusammenhalt der Christen in der Diaspora entscheidend. Möglichst viele Christen sollten am Sonntagsgottesdienst teilnehmen können. In der Feier erfahren sie, dass sie mit der ganzen Kirche verbunden sind. Das wird durch die Art und Weise, wie der Gottesdienst gefeiert wird, auch ausgedrückt.

Die Leiter dieser Gottesdienste (für sie hat sich der Name «Diakonatshelfer» eingebürgert) sind ehrenamtliche Laien, die für diesen Dienst ausgebildet und vom Bischof dazu beauftragt werden. Der «Diakonatshelfer» besucht normalerweise zuerst den Sonntagsgottesdienst in der Pfarrkirche und bringt anschliessend aus dieser Feier die Eucharistie zum «Stationsgottesdienst» («ex hac altaris participatione»). Diese durch die Kommunion sakramental dargestellte Verbindung zur Gesamtpfarrei wird auch durch die Predigt – wenn ihre Vorlage vom Pfarrer stammt – und durch die pfarrerlichen Vermeldungen am Schluss der Feier unterstrichen.

Die Grundordnung des «Stationsgottesdienstes» enthält fünf Hauptteile: 1. Eröffnung: Lied, Begrüssung, Kyrie und Gebet. 2. Schriftlesung: Es werden die entsprechenden Texte aus der Perikopenordnung gewählt. (Allerdings wird

nur eine der beiden Lesungen vorgeschlagen.) Dazu gehören Zwischengesang, Homilie und Credo. 3. Gemeindegebet: Es enthält als Dank-, Bitt-, Buss- und Lobgebet die alte Grundordnung christlichen Betens. Je nach liturgischer Zeit werden die Schwerpunkte verlagert, doch Fürbitte und Lobpreis fehlen nie. 4. Kommunionteil: Besinnung auf die Gemeinschaft der Kirche, Einsammeln der Gaben, Schuldbekennnis, Vater Unser, Friedensgruss, Kommunion, meditatives Gebet. 5. Segen und Entlassung.

Ich kann mir gut vorstellen, dass diese sorgfältig gestalteten «Stationsgottesdienste» in vielen Gemeinden die hohe Anforderung erfüllen, die in der pastoralen Einführung an sie gestellt wird: Diese Feiern sollen zu einer Schule des Glaubens, des Gebetes und des christlichen Lebens werden. Das Buch ist bis heute eine einzigartige Hilfe für alle Seelsorger, denen sich das Problem der priesterlosen Gottesdienste stellt. Darüber hinaus kann es auch für Krankenkommunion, ökumenische Gottesdienste und – mit seinen reichen Gebetselementen – für viele weitere Andachten dienlich sein.

Hansjörg Vogel

Hoffnung

Hoffnung. Neunte Rechenschaft der Engadiner Kollegiums über die Tagung 1978. Das Bild vom Menschen, wie ist es heute, wie soll es werden. Herausgegeben von Balthasar Staehelin, Silvio Jenny und Stephanos Geroulanos, Theologischer Verlag, Zürich 1979, 294 Seiten.

Ohne Hoffnung kann kein Mensch bestehen. Folglich ist die Hoffnung zentrales Thema eines jeden Menschenlebens. Das Engadiner Kollegium hat es 1978 zum Rahmenthema seiner Referate und Diskussionen gemacht. In 6 Tage-Folgen wurden Aspekte der Gebiete Kunst-Medien, Zoologie – Medizin – Psychologie – Linguistik, Gesundheitswesen – Rechtssprechung – Wirtschaft, Philosophie, Theologie und Medizin behandelt. Eine bunte, teilweise disparate Fülle von Beiträgen unterschiedlicher Qualität. Leider fehlt dem Buch ein Register. Das Buch ist deshalb dem wenig dienlich, der rasch etwas finden will. Der am Thema Interessierte muss sich die Rosinen selber suchen. Und solche gibt es in diesem Buch, zum Beispiel das kurze Referat von Jean Greisch, Gelassenheit und Hoffnung. Über Möglichkeiten und Grenzen einer Philosophie der Hoffnung (165–176): Der hoffende Mensch ist als wünschender in Fahrt, unterwegs, er übersteigt sich selbst. Der gelassene Mensch hingegen verweilt bei den Dingen, er geht zurück in den Grund. Die beiden Gegensätze können/sollen nicht aufgehoben werden. Sie kommen aber in Einklang in der Liebe.

Theodor Bucher

Biblische Besinnungen

Heinrich Schlier, Die Freude seiner Nähe. Biblische Besinnungen, herausgegeben von Veronika Kubina und Karl Lehmann, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1980, 96 Seiten.

Der 1978 verstorbene Exeget und geistliche Schriftsteller Heinrich Schlier hat einen umfangreichen Nachlass unveröffentlichter Manuskripte hinterlassen. Daraus werden drei Aufsätze in diesem Bändchen gesammelt: 1. Glaube und Liebe. Zum johanneischen Verständnis der Nachfolge. 2. Paulinische Schlüsselworte. 3.

Lobpreis Gottes. Eine Auslegung von 1 Petr 1, 3–12. Für jene, die den Meister der betrachtenden Schriftauslegung schon kennen, wird dieses Bändchen ein Vermächtnis sein, für die andern vielleicht ein Ansporn, diesen modernen geistlichen Lehrer noch näher kennenzulernen.

Leo Ettlin

Das Freiburger Münster

Konrad Kunze, Himmel in Stein – Das Freiburger Münster. Vom Sinn mittelalterlicher Kirchenbauten, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1980, 120 Seiten, mit 104 Abbildungen.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Jakob Bernet, Pfarrer, Hauptstrasse 51, 4552 Derendingen

Anton Bossart, Pfarrer und Dekan, 6274 Eschenbach

Dr. Johannes Bours, Spiritual des Priesterseminars, Überwasserkirchplatz 3, D-4400 Münster/Westfalen 1

Dr. Theodor Bucher, Studienleiter an der Paulus-Akademie, Postfach 361, 8053 Zürich

Dr. P. Basil Drack OSB, Kloster, 7180 Disentis

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Rektor der Kantonsschule, 6060 Sarnen

Dr. Ulrich Ghisler, Kantonsschulprofessor, Felsenstrasse 1, 4600 Olten

Dr. Hans Halter, Professor an der Theologischen Hochschule, Alte Schanfiggerstrasse 7/9, 7000 Chur

Hans Knüsel, Verbandsseelsorger, Neumatt, 6103 Schwarzenberg

Reinhard Kuster, Pfarrer, Amt für Information, Mühlenberg 12, 4052 Basel

Hansjörg Vogel, Offenbacher Landstrasse 224, D-6000 Frankfurt am Main 70

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor

Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7–9

Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern

Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren

Prof. DDR. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27

Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12

Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate

Raeber AG, Frankenstrasse 7–9

Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern

Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-162 01

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 60.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 72.—; übrige Länder: Fr. 72.— plus zusätzliche Versandgebühren.

Einzelnummer Fr. 1.70 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Das Buch ist sehr viel mehr als eine Monographie über das Freiburger Münster. Es verrät bei aller Kenntnis der Kunstgeschichte, dass der Verfasser auch Theologe und Germanist ist. So vieles fließt in das Buch ein: die Kirchengeschichte, die Theologiegeschichte, die Heiligenlegende und die Fabel und sogar die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Entstehungszeit des Münsters. Die originellen Titel verlocken zum Weiterlesen, und die gut ausgewählten Abbildungen helfen mit, das Münster als Ganzes zu erleben, auch wenn man es heute und morgen nicht selber besuchen kann.

Karl Schuler

Worte vom Kreuz

Karl Rahner, Worte vom Kreuz, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1980, 72 Seiten.

Karl Rahners kleines Bändchen «Worte vom Kreuz» besteht aus zwei Teilen, die unabhängig voneinander und in grosser zeitlicher Distanz entstanden sind. Der erste Teil fusst auf einem Vortrag im Jahre 1980. Er behandelt die alte Menschheitsfrage: Warum müssen wir leiden? Karl Rahner führt seinen Leser unter das Kreuz und zum Mitvollzug des Herrenwortes: «Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.» Der zweite Teil war schon 1949 als Kleinschrift erschienen (Heilige Stunde und Passionsandacht). Dieses längst vergriffene Gebetsheftchen war für viele Menschen Gebetshilfe zum geistlichen Eingehen auf das Herrenleiden. Es möge in der Neuaufgabe wieder zu vielen Christen gelangen.

Leo Ettl

Der Tod als Ernstfall der Hoffnung

Im Kreuzgang der Stiftskirche von Beromünster steht über dem Grab des Priesters und Schriftstellers Josef Vital Kopp (1906-1966) die Inschrift «Omnis vita sapientis est meditatio mortis». Zu dieser geforderten Reife des Lebens sind wir noch nicht gelangt. Unter unsern Büchern finden sich keine Anweisungen, wie man sich auf sein eigenes Sterben vorbereitet. Der heutige Mensch neigt eher dazu, den Tod aus dem Bewusstsein zu verdrängen, weil er sich durch ihn in der Entfaltung gehindert sieht. Da sich ganz unvermittelt zeigen kann, wie zerbrechlich und angefochten unsere Existenz ist, müssen wir das Sterben in unser Leben einbeziehen und den Tod «entmythologisieren», das heisst: ihn im Kontext der Botschaft von der Auferstehung der Toten sehen.

Der Religionsphilosoph Bernhard Welte hat am 85. Deutschen Katholikentag in Freiburg i. Br. (1978) über den «Tod als Ernstfall der Hoffnung» gesprochen. Diesen Vortrag legt er nun in erweiterter Fassung vor¹. Das Bändchen kann uns helfen, den Tod in der Tragweite, die ihm der christliche Glaube zuweist, in unser Lebensbewusstsein zu integrieren.

Jakob Bernet

¹ Bernhard Welte, Der Ernstfall der Hoffnung. Gedanken über den Tod, Herder Verlag, Freiburg i. Br. 1980, 61 Seiten.

Fortbildungs-Angebote

Weiterdenken über die Engpässe hinaus
Tendenzen und Perspektiven der heutigen Entwicklung in Wirtschaft und Gesellschaft

Termin: 18./19. November 1981.

Ort: Bildungshaus Bad Schönbrunn.

Zielgruppe: Pfarrer, Vikare, Pastoralassistenten und Interessenten aus Wirtschaft und Politik.

Kursziel und -inhalte: Sozialethische Studientagung: Wir wollen im interdisziplinären Gespräch herausfinden, welche Sachzwänge in der aktuellen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lage zu akzeptieren sind und wo wir in die Entscheidungen eingreifen können oder gar müssen. Wir wollen mehr erfahren über gängige Entwicklungskonzepte und Zukunftsvisionen, mit denen die Gegenwart gemeistert werden soll. Referate und Gedankenaustausch wollen uns die Orientierung erleichtern für unseren Alltag in der Welt von Arbeit und Wirtschaft, in Kirche und Gesellschaft.

Träger: Schweizerische katholische und reformierte Arbeitsgemeinschaften Kirche und Industrie.

Auskunft und Anmeldung: P. Karl Flury, Industrie- und Arbeiterseelsorge, St. Oswalds-Gasse 5, 6300 Zug, Telefon 042-21 82 21.

Eine gute Nachricht!

Das orig. Umweltschutzpapier

(ohne Gewässerverschmutzung, aus 100% Altpapier hergestellt)

wird von der Papierfabrik Oftringen (bisher Papierfabrik Stoecklin) weiterfabriziert.

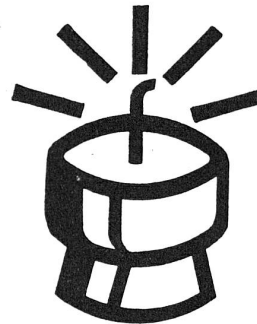
Als Spezialgeschäft für Artikel aus Umweltschutzpapier empfehlen wir Ihnen die Verwendung von Schweizer Umweltschutzpapier als:

Briefumschläge C 6 oder C 5 mit und ohne Druck (Pfarramt etc.), Umdruckpapier, Kopierpapier, Druckpapier, Notizblocks (Sekretariat), Zeichenpapier in Format und Rollen (Jugendgruppen, Lager)

Vorteile: Ein aktiver Beitrag zum Umweltschutz
Eine Möglichkeit Geld zu sparen.
(Bis 30% vorteilhafter)

Rasche, persönliche und sorgfältige Bedienung durch

Bernhard Zeugin, Schulmaterial
4242 Dittingen/BE, Tel. 061 - 89 68 85



Schweizer

**Opferlichte
EREMITA**

direkt vom Hersteller

rauchfrei, preisgünstig,
gute Brenneigenschaften
prompte Lieferung

LIENERT KERZEN

Einsenden an
Gebr. Lienert AG, Kerzenfabrik
8840 Einsiedeln Tel. 055 53 23 81
Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen

Name _____
Adresse _____
PLZ Ort _____

Welcher Schweizer Priester hätte Freude, gegen entsprechende Bezahlung, seine Kräfte als

Hausseelsorger

einer Schwesterngemeinschaft und den Betagten eines Alters- und Pflegeheimes zu schenken?

Eilofferten sind erbeten unter Chiffre 1254 an die Inseratenverwaltung der SKZ, Postfach 1027, 6002 Luzern



TANNHEIMER
Silber + Goldschmiede
am Gallusplatz
St. Gallen

ENTWURF/AUSFÜHRUNG
UND RESTAURIERUNG VON
KIRCHLICHEN GOLD-
SCHMIEDEARBEITEN

TEL. 071 22 22 29



KEEL & CO. AG Weine

9428 Walzenhausen
Telefon 071 - 44 14 15
Verlangen Sie unverbindlich
eine kleine Gratisprobe!

63000

00247023
PFAMMATTER JOSEF DR.
PRIESTERSEM. ST. L
7000 CHUR

Pullover ohne Ärmel
mit V-Ausschnitt oder mit rundem
Halsloch 3 cm hoch, Farben grau,
marengo und schwarz
ab **Fr. 48.80 - 65.-**

Pullover mit langen Ärmeln
Rundausschnitt mit 3 cm hohem
Stehkragen, Farben grau, marengo
und schwarz
Je nach Grösse ab **Fr. 98.-**

ROOS

Herrenbekleidung

Frankenstrasse 9, 6003 Luzern
Telefon 041 - 23 37 88

Thomas Merton

Vom Sinn der Kontemplation
Karton, 64 Seiten, Fr. 12.80

Betrachtungen seines Mönchdaseins
und seiner Wüstenreisen.

Zu beziehen durch: Buchhandlungen
Raeber AG, Frankenstrasse 9
6002 Luzern, Tel. 041 - 23 53 63

37/10.9.81

A. Z. 6002 LUZERN

1982: Heiliges Jahr in Compostela

Vorschlag für eine aussergewöhnliche Pfarrei-Pilgerfahrt

Santiago de Compostela, im Nordwesten Spaniens, war über Jahrhunderte hinweg das Ziel von Millionen von Pilgern aus ganz Europa (wussten Sie, dass z. B. St. Jakob an der Sihl oder St. Jakob an der Birs für Santiago-Pilger als Etappenorte galten?). Der «Jakobsweg» galt als die beschwerlichste und gefährlichste aller Wallfahrten. Eng verbunden mit der Geschichte des Apostelgrabes ist auch die Geschichte Spaniens, die «Reconquista», die Rückeroberung der von den Mauren besetzten Gebiete durch die Christen unter dem Banner des Santiago und die Geschichte Europas.

Aus Anlass des Heiligen Jahres haben wir eine besondere Pilgerfahrt über den Jakobsweg zusammengestellt. Eine Pilgerfahrt, welche gleichzeitig zur Kunstreise wird, denn der Weg ist reich an grossartigen Zeugen mittelalterlicher Baukunst.

Wir kennen den Jakobsweg bis ins Detail. Wir sind überzeugt, dass unser Reiseführer, Dr. theol. Julio Gonzales, auch Ihre Teilnehmer zu begeistern vermag.

Telefonieren Sie uns bitte, wir geben Ihnen gerne nähere Auskunft.

Orbis-Reisen

Reise- und Feriengenossenschaft der Christlichen Sozialbewegung der Schweiz
Bahnhofplatz 1, 9001 St. Gallen
Telefon 071 - 22 21 33